

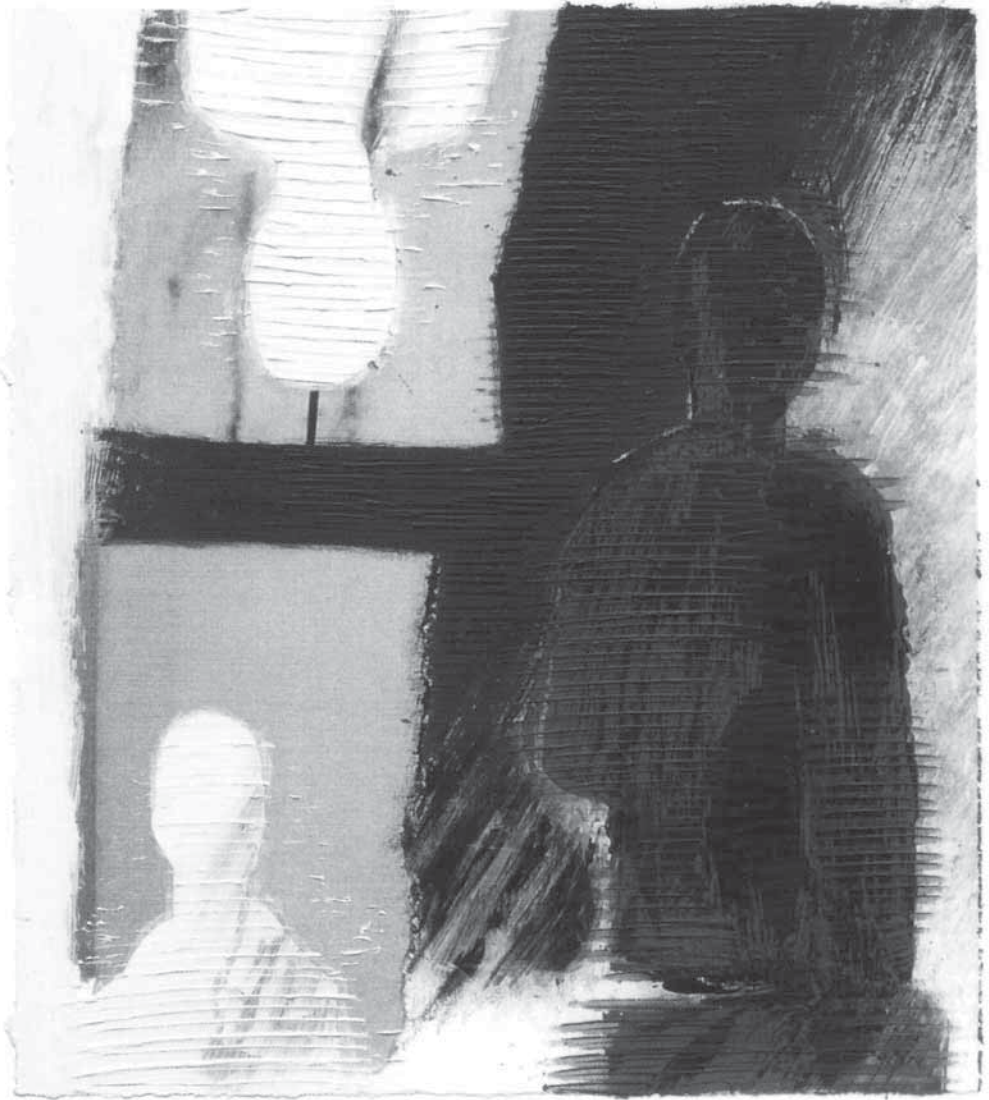
KORRESPONDENZ

1318

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



25. März 2012



Nov. 1 1998 AB

C. Scheller

KULTURPOLITISCHE



Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12,-3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: georgaescht@arcor.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Klaus Weigelt

Dem Wahren, Klaren, Komplexen

Vorüberlegungen zu einem Haus der Europäischen Geschichte 3

Jörg Bernhard Bilke

Brandenburger aus Überzeugung

Werner Bader zum 90. Geburtstag 6

Geschichte ist immer wieder neu

Joachim Sobotta zum 80. Geburtstag 9

Dieter Göllner

Befragung eines Fragers

Gesprächsrunde im Haus Schlesien 10

Dietmar Stutzer

Bis hin zu „allerley Insecten in Teutschland“

Der friederizianische Vernunftstaat und die Statistik 12

Ortfried Kotzian

Ein Mehr für die Minderheiten

Was wäre das? fragt das HDO München 14

Pommerland als weites Feld im Wortsinn

Seminar zur Landwirtschaft in Kütz 15

Haßverweigerer

Europäischer Karlspreis der Sudetendeutschen für Max Mannheimer 16

Polyhistor

BdV-Plakette für Rudolf Grulich 17

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Jahrbuch Weichsel-Warthe (*Martin Sprungala*) 18

Polnische Gesellschaft 19

Vinkelau, Die Piasten (*Sigismund von Zedlitz*) 19

Dokumentarfilme über Siebenbürgen (*Ingeborg Szöllösi*) 20

CD des Malinconia-Ensembles 22

Literatur und Kunst

Georg Aeschl

Tretet zurück, dann findet ihr hinein

Übermalungen von Eckard Alker 24

Bildmacher und Poet dazu

Ausstellung von Walter Eberhard Loch 26

Hans Gärtner

Teutonica franca

Chamisso-Preisträger 27

Günter Gerstmann

Schlesisches „Planetenkid“

Therese Chromik erhält den Edith-Heine-Lyrikpreis 28

Arno Surminski lädt zu sich „nach Hause“

Reise mit Autoren ins Königsberger Gebiet 30

KK-Notizbuch

31

Schatten sind schwarz und weiß, es kommt auf das Licht an – allerdings auf das von innen

Bilder, auch Seite 3, siehe Seite 24

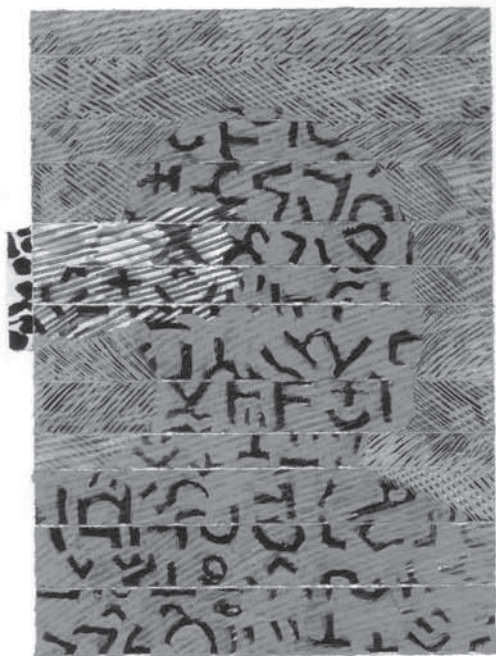
Dem Wahren, Klaren, Komplexen

Überlegungen zu Vorüberlegungen zu einem Haus der Europäischen Geschichte in Brüssel

Nun soll es also losgehen. Im Dezember 2011 hat der Haushaltsausschuß des Europäischen Parlaments die erste Tranche für ein Haus der Europäischen Geschichte freigegeben, das insgesamt 56 Millionen Euro kosten soll. Sitz des Museums wird das sogenannte Eastman-Gebäude, ein Art-déco-Bau im Brüsseler Leopold-Park. 4000 Quadratmeter sind für eine Dauerausstellung, 800 Quadratmeter für Wechselausstellungen vorgesehen. Das in 24 Sprachen arbeitende Museum soll im Sommer 2014 eröffnet werden.

Das Haus der Geschichte ist eine Idee von Hans-Gert Pöttering. In seiner Programm-

*O Haupt voll Ziffern und Lettern:
Ist der Informationsansturm Entgrenzung
oder Bedrückung? fragt Eckard Alker*



rede als neu gewählter Präsident des Europäischen Parlaments am 13. Februar 2007 hat er sie vorgestellt. Während seiner Präsidentschaft ließ er das Konzept für das Museum von einem neunköpfigen internationalen Sachverständigenausschuß unter der Leitung von Hans Walter Hütter erarbeiten, der dem Haus der Geschichte in Bonn vorsteht. Der wissenschaftliche Beirat wird von Wlodzimierz Borodziej geleitet, der an der Universität Warschau Moderne Geschichte lehrt. Weiter sind Belgien, Finnland, Frankreich, Italien, die Niederlande, Portugal und Ungarn vertreten.

Das Konzept wurde im Oktober 2008 abgeschlossen und entwickelt in 116 Textziffern auf 27 Seiten „Konzeptionelle und museale Grundlagen“ sowie „Inhaltliche Grundlinien der Dauerausstellung“, die in vier Kapiteln skizziert werden: „Ursprünge und Entwicklungen Europas bis zum Ende des 19. Jahrhunderts“ (Ziff. 27–50); „Das Europa der Weltkriege“ (Ziff. 51–68); „Europa seit dem Zweiten Weltkrieg“ (Ziff. 69–112), und „Fragen an die europäische Zukunft“ (Ziff. 113–114). Ein kurzer „Ausblick“ (Ziff. 115–116) beschließt das Konzept.

Die Idee eines solchen Hauses der Europäischen Geschichte ist über 50 Jahre nach Abschluß der Römischen Verträge und einer insgesamt erfolgreichen europäischen Einigungsgeschichte angemessen und zu begrüßen. Sie entspricht dem Auftrag der Europäischen Union, „zur Verbesserung der Kenntnis und der Verbreitung der Kultur und Geschichte der europäischen Völker beizutragen“ (Ziff. 6; Art. 151 EG-Vertrag). Bei der Durchsicht des Konzepts stellen sich bei Anerkennung der konzeptionellen Linie und der Reichhaltigkeit an Details jedoch Fragen hinsichtlich der Gewichtung und Vollständig-

keit des Gesamtansatzes. Ohne an dieser Stelle in eine detaillierte Analyse einzutreten, sind drei Überlegungen dennoch erforderlich.

Zum einen erscheinen historische Akzentsetzungen zuweilen reichlich willkürlich. So, wenn zum Gedanken eines allgemeinen und dauerhaften Friedens zwar Victor Hugo genannt wird (Ziff. 50), Immanuel Kant aber, der Autor der Schrift „Zum ewigen Frieden“ (1793), nicht einmal im Zusammenhang mit dem Jahrhundert der Aufklärung Erwähnung findet (Ziff. 43). Ebenso kritisch ist es zu bewerten, wenn neben der ausführlichen Behandlung der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege die für das 19. Jahrhundert nicht nur für Preußen bedeutsamen Reformen des Freiherrn vom Stein und Wilhelm von Humboldts keine Würdigung erfahren. Ähnliches gilt für den unvermittelten Übergang vom Westfälischen Frieden (1648) zum Wiener Kongreß (1815), ohne den „für die moderne Diplomatie“ (Ziff. 45) durchaus bedeutsamen immerwährenden Reichstag in Regensburg seit 1663, quasi ein Vorgänger des Europäischen Parlaments für fast anderthalb Jahrhunderte, in Betracht zu ziehen.

Ein weiterer Fragenkreis betrifft die Bewertung der Folgen des Ersten und Zweiten Weltkrieges. Besonders problematisch ist hier das bis heute für die Europäische Union virulente Problem der ethnischen Durchmischung in den Staaten Mittel- und Osteuropas nach dem Ersten Weltkrieg. Es ist sicher richtig, in diesem Zusammenhang Polen oder auch Griechenland und die Türkei zu nennen, aber es ist ein Fehler, Ungarn nicht zu erwähnen, das im Vollzuge des Vertrags von Trianon (1920) mehr als drei Mil-

lionen Ungarn an alle seine Nachbarstaaten, insbesondere die Slowakei und Rumänien, verlor, ein bis heute immer wieder zu bilateralen Konflikten führendes historisches „Erbe“, das auf der Union lastet (Ziff. 54).

Es ist verdienstvoll, daß sich das Konzept der Frage der „Entfesselung des Zweiten Weltkriegs“ (Ziff. 61 ff.) nüchtern zuwendet, obwohl damit der Konflikt mit der Russischen Föderation programmiert ist, nachdem Putin sich 2005 wieder unmißverständlich der stalinistischen Interpretation des Geheimen Zusatzprotokolls des Hitler-Stalin-Paktes zugewandt hat und zusammen mit Medwedjew anderslautende Auffassungen strafrechtlich verfolgen läßt. Dennoch wäre im Sinne der von Pöttering betonten Wahrheitsverpflichtung („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 26. Januar 2012) der zusätzliche Hinweis wichtig, daß auch die Rote Armee nach dem 17. September 1939 einen Vernichtungsfeldzug in Polen geführt hat (Ziff. 62).

Die Behandlung des Völkermordes an den europäischen Juden bedarf unbedingt eines Hinweises auf die Wannsee-Konferenz vom Januar 1942 (Ziff. 68).

Auch die sogenannte Westverschiebung Polens bedarf zusätzlicher Klärung. Sie war eine Folge des Geheimen Zusatzprotokolls (Ziff. 61), auf dessen Gültigkeit und Einhaltung Stalin bereits in Teheran (1943) beharrte und zusätzlich das Königsberger Gebiet forderte. In Jalta (1945) wurden Teheran und die dortige Streichholz-Veranschaulichung von Polens Westverschiebung durch Churchill lediglich bestätigt (Ziff. 69). Diese Klarstellung ist im Sinne der Bildung eines europäischen Geschichtsbewußtseins wichtig, weil sie Polen entlastet, das selbst Opfer der Expansionspolitik Stalins wurde.

In gleicher Weise wäre es der Wahrheitsverpflichtung dienlich auszuführen, daß sich die Alliierten von Anfang an, d. h. schon in Potsdam, nicht an ihre eigenen Kriterien für die „Bevölkerungsverschiebungen“ gehalten haben. Im Punkt XIII., „Ordnungsgemäße

„Man“ sieht nicht ohne weiteres, wie es sie fröstelt, die Jugend in Zeiten des Kalten Krieges, aber die Taube im Hintergrund ist definitiv keine Friedenstaube. Derlei Zusammenhänge und Gegensätze gehören ins Haus der Europäischen Geschichte
 Bild aus dem Fotoband „Jugend“ von Henry Maitek



Überführung deutscher Bevölkerungsteile“, des Potsdamer Abkommens vom 2. August 1945 stimmten die drei Regierungen „darin überein, daß jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll. Da der Zustrom einer großen Zahl Deutscher nach Deutschland die Lasten vergrößern würde, die bereits auf den Besatzungsbehörden ruhen, halten sie es für wünschenswert, daß der alliierte Kontrollrat in Deutschland zunächst das Problem unter besonderer Berücksichtigung der Frage einer gerechten Verteilung dieser Deutschen auf die einzelnen Besatzungszonen prüfen soll. [...] Die tschechoslowakische Regierung, die Polnische Provisorische Regierung und der Alliierte Kontrollrat in Ungarn werden gleichzeitig von obigem in Kenntnis gesetzt und ersucht werden, inzwischen weitere Ausweisungen der deutschen Bevölkerung einzustellen, bis die betroffenen Regierungen die Berichte ihrer Vertreter an den Kontrollausschuß geprüft haben.“

Von „humaner Weise“ konnte schon zum Zeitpunkt der Konferenz keine Rede sein, und das war nach Berichten von Zeitzeugen auch allen Beteiligten, gerade auch Churchill,

bewußt. Es ist klar, daß dieses Thema bis heute reichlich Konfliktstoff bietet. Aber im Sinne einer europäischen Wahrheitsverpflichtung muß es möglich sein, auch die Verantwortung der Alliierten, die nie ein Wort zu den Vertreibungsmodalitäten verloren haben, zu thematisieren. Gerade ein Haus der europäischen Geschichte sollte über diese Vorgänge nicht den Mantel des Vergessens breiten (Ziff. 73).

Ein dritter Fragenkomplex umfaßt die Erweiterungen 2004 und 2007. Diese und die damit verbundenen Themen kommen entschieden zu kurz. Ganze zwei Ziffern (111 und 112) sind ihnen gewidmet. Angesichts der historischen und kulturellen Unterschiede zwischen diesen neuen Mitgliedern und „Westeuropa“, angesichts der Tatsache, daß hier Länder zur Europäischen Union gekommen sind, in denen der Nationalsozialismus mitteleuropäische und ostdeutsche Kultur und das europäische Judentum vernichtet und der Kommunismus anschließend jahrzehntelang die Menschenrechte mit Füßen

getreten hat, liegt hier ein Feld, das erkennbar eingehenderer Betrachtung bedarf, als das Konzept des Museums durchblicken läßt. Kenntnisse diesbezüglich sind im „Westen“ kaum oder nicht vorhanden.

„Erinnerungskulturen“ haben sich in Osteuropa anders entwickelt als im Westen, weil, so Horst Möller, „die politische, die gesellschaftliche, die moralische Erinnerung in den ostmitteleuropäischen Ländern natürlich nicht allein von der deutschen Besetzung zwischen 1939 und 1945, sondern von dem Satellitenstatus und der Besetzung durch sowjetische Truppen seit 1939 bzw. seit 1940 über Jahrzehnte hinweg geprägt war“.

Auch bei den „Fragen an die europäische Zukunft“ fehlt dieser Aspekt völlig. Wie soll man angesichts einer über lange Jahrzehnte getrennten Geschichte zu einer gemeinsamen Zukunft kommen? Das ist doch die entscheidende Frage. Dafür sind vertragsrechtliche, erweiterungspolitische, demokratiethoretische, militärische, demographische, finanzielle und strukturelle Fragen sicher wichtig. Aber entscheidend wird doch sein, ob sich daraus auch eine „wirkliche Begeisterung unter den Bevölkerungen in den Mitgliedstaaten hervorrufen“ läßt (Ziff.

114) und wie eine friedliche Einheit bei aller historischen und kulturellen Vielfalt und Differenz gestaltet werden kann.

Genau dazu muß ein solches Museum ein offenes und jederzeit ergänzungsfähiges Forum bieten, in dem jeder seine Geschichte erzählen kann. Von seinen mittelosteuropäischen Neumitgliedern kann die West-Europäische Union da noch immens viel lernen, um wirklich zu „europäischen Gemeinsamkeiten“ („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 26. Januar 2012) zu kommen. Es gibt keine „objektive Geschichte“, und man braucht auch nicht „Stolz oder Scham“, sondern durchaus beides. Aber das Ziel ist entscheidend: die gemeinsame europäische Kultur und Geschichte in ihren reichen Aufwächerungen und das friedliche Gespräch über die offenen Fragen und Konflikte, die das friedlose 20. Jahrhundert den Europäern hinterlassen hat.

Klaus Weigelt (KK)

Sachverständigenausschuß Haus der Europäischen Geschichte: Konzeptionelle Grundlagen für ein Haus der Europäischen Geschichte. Brüssel 2008.

Brandenburger aus Überzeugung

Ihr ist er gefolgt, vom Rhein in die Landschaft seiner Geburt
vor 90 Jahren: Werner Bader

Wenn man die deutschen Vertreibungsgebiete aufzählt, bleibt Ost-Brandenburg oft unerwähnt, obwohl der östlich der Oder gelegene Landesteil ein Drittel der einst preußischen Provinz Brandenburg ausmacht. Aber auch hier gab es historisch bedeutende Orte wie Küstrin, wo der junge Prinz Friedrich von Preußen von seinem Vater, dem „Soldatenkönig“, 1730 ins Gefängnis geworfen wurde, oder Landsberg an der

Warthe, wo 1929 die spätere DDR-Schriftstellerin Christa Wolf geboren wurde, die den wichtigsten DDR-Roman zum Thema Flucht und Vertreibung schreiben sollte. Und es gab die Kleinstadt Drossen, deren Staatliche Oberschule der spätere Journalist Werner Bader als Stipendiat bis zum Abitur 1941 besuchte, ehe er zur Luftwaffe eingezogen wurde und vier Jahre als Pilot in einem Kampfgeschwader Einsätze flog.

Werner Bader hat, obwohl sein Jahrgang 1922 hohe Kriegsverluste aufzuweisen hat, überlebt und die entbehrungsreiche Nachkriegszeit in der Vier-Sektoren-Stadt Berlin überstanden. Am 4. März feierte er, unverwundlich und dem Leben zugewandt, in Görne bei Friesack im Havelland seinen 90. Geburtstag. Geboren ist er als jüngster von drei Brüdern in Haidemühl bei Spremberg in der Niederlausitz, wo sein Vater als Wiegemeister in der Brickettfabrik arbeitete.

Nach Kriegsende und amerikanischer Gefangenschaft, noch 1945, nahm er ein Studium der Geschichte, Zeitungswissenschaft und Slawistik an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität auf, die damals Linden-Universität hieß und 1946 von den Kommunisten in Humboldt-Universität umbenannt wurde. 1948 wechselte er an die neugegründete Freie Universität in Berlin-Dahlem. Aber als leidenschaftlicher Journalist, der in die Praxis drängte, war er schon als Student nebenberuflich tätig, so arbeitete er 1946/47 bei der Berliner Tageszeitung „Kurier“, ein Blatt, das von der französischen Besatzungsmacht lizenziert war und für das er 1946 als Beobachter und Berichterstatte am SED-Gründungsparteitag teilnahm.

Zwei Jahre später leitete er das Berliner Büro des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“. Im Jahr der Gründung beider deutscher Nachkriegsstaaten 1949 in Bonn und Berlin wurde er Redakteur der Berliner Ausgabe der von den Amerikanern gegründeten „Neuen Zeitung“, wo er vier Jahre blieb, um 1953, im Jahr des Aufstands vom 17. Juni, zum Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR) zu wechseln, dem späteren Sender Freies Berlin (SFB), wo er bis 1957 arbeitete. Dann verließ er Berlin und wurde 1958 in Köln Chef vom Dienst in der Nachrichtenredaktion der Deutschen Welle, zehn Jahre später wurde er zum Leiter des deutschen Programms berufen, was er bis zum Eintritt ins Rentenalter 1987 blieb.

Von dieser Kölner Position aus entfaltete Werner Bader, der immer neue Möglichkeiten der kulturpolitischen Betätigung entdeckte, eine Fülle von Aktivitäten. So wurde er 1973 Mitbegründer und Präsident der Internationalen Assoziation deutschsprachiger Medien (IADM) und schuf 1977 in Solingen die heute noch existierende Zentralstelle für deutschen Chorgesang. Auch in seiner Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg wurde er aktiv, seit 1985 als deren

Seinem Landsmann Theodor Fontane hat Werner Bader ein Denkmal gesetzt, das sich von dieser Büste aufs lebendigste abhebt: einen Birnbaumhain mit je einem Baum aus jedem Bundesland
Bild: Rüdiger Goldmann



Bundessprecher und Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung Brandenburg. In diesen Positionen leistete er schier Unglaubliches wie 1998 die Errichtung des Hauses Brandenburg in Fürstenwalde/Spree, mußte sie jedoch 1999 wegen Kontroversen innerhalb der Landsmannschaft aufgeben.

Fruchtbare Aktivitäten entfaltete Werner Bader auch in der Bonner Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, deren Vorstand er von 1972 bis 2005 angehörte. Hier war er unter anderem verantwortlich für den Erzählerwettbewerb und dann für den Medienpreis.

Daß er auch Autor dreier beachtenswerter Bücher ist, wird oft übersehen. Über die „märkische Nationalhymne“ veröffentlichte er 1988 das Buch „Steige hoch, du roter Adler – Welthits aus märkischem Sand“, worin er die Entstehung des Liedes beschrieb, das der „Wandervogel“ Gustav Büchenschütz 1923 in der Jugendherberge Wolfslake dichtete und komponierte. Das Buch erschien in mehreren Auflagen. „Pionier Klinke. Tat und Legende“ (1992) war den aus der preußischen Niederlausitz stammenden Soldaten gewidmet, die am 18. April 1864 im deutsch-dänischen Krieg an der Erstürmung der Düppeler Schanzen beteiligt waren. In „Der Teufelsaktuar von Spremberg. Die Abenteuer und Liebe des legendären Räuberhauptmanns Lauer mann“ (1997) behandelt Bader einen Stoff aus seiner näheren Heimat.

Daß sein öffentliches Wirken nicht un bemerkt blieb, versteht sich von selbst. So wurde er dreimal mit dem Bundesverdienstkreuz in zwei Abstufungen ausgezeichnet. Vom Bundesland Brandenburg wurde ihm 2010 der Landesverdienstorden „Roter Adler“ zugesprochen.

Seit 1997 lebt Werner Bader in Görne, das mit dem Ortsteil Kleßen zusammen lediglich 393 Einwohner hat. Doch hat er sich mitnichten in der märkischen Einsamkeit vergraben, sondern ist trotz seines hohen Alters erstaunlich aktiv geblieben. So hat er

mit Burkhard Schröder, dem Landrat des Landkreises Havelland, erreicht, daß im Nachbardorf Ribbeck, das durch Theodor Fontanes Gedicht „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“ (1889) bekannt geworden ist, von jedem Bundesland ein Birnbaum gepflanzt wurde. Der Birnbaumhain mit 16 Bäumen im Ribbecker Schloßpark wird ihn überleben und von seiner schöpferischen Unrast zeugen!

Was ihn zurzeit umtreibt, ist die „Märkische Dichterstraße“. Mit diesem Unternehmen, wozu er eine Reihe von Städten und Dörfern in Brandenburg angeschrieben hat, möchte er auf die reiche Literaturlandschaft Brandenburgs aufmerksam machen, zu deren Vertretern Heinrich von Kleist und Theodor Fontane zählen. 47 Antiquariate hat er inzwischen angeschrieben, 142 Autoren ermittelt und 540 Bände märkischer Literatur gesammelt, die man im „Grafenstall“ seines Anwesens in Görne besichtigen kann. Er lebt, was ihm offensichtlich Verpflichtung ist, auf dem einstigen Hof des Grafen Friedrich Ludwig Wilhelm von Bredow (1763–1820), der aus einem urpreußischen Geschlecht stammt und über welchen der schlesische Autor Willibald Alexis (1798–1871) den „vaterländischen Roman“ mit dem Titel „Die Hosen des Herrn von Bredow“ (1846) geschrieben hat.

Wenn man Werner Baders Leben überblickt, dann staunt man, was er alles durchgemacht und glücklich überstanden hat. Dazu gehört auch die Festnahme durch die Amerikaner 1945, als er fröhlich bei Sangerhausen/Thüringen mit dem Fahrrad auf der Autobahn fuhr, und die Mitteilung auf einem Blatt in seiner Stasi-Akte: „Die Entführung des Bader“: 1952 sollte er nach Ostberlin gelockt und am Walter-Ulbricht-Stadion verhaftet werden. Warum schreibt er das alles nicht auf und beschenkt uns mit seiner Autobiographie? Mit seinem noch unveröffentlichten Essay „Angekommen“ (in Görne) hat er zumindest einen Anfang gemacht.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Geschichte ist immer wieder neu

Daß sie auch immer wieder neu gesehen wird, dafür sorgt Joachim Sobotta nicht nur sein Berufsleben lang



Bild: Dieter Göllner

Sooft die Wiederaufbauleistung der Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland gewürdigt wird, werden Wirtschaftsstatistiken herangezogen. Das ist legitim, aber so einfach sollte man es sich nicht machen. Natürlich haben jene unglücklichen Menschen ihr Glück in der Flucht nach vorn gesucht, also in der handfesten Arbeit, sie haben nach Kräften angepackt, um nach dem Verlust der Heimat wenigstens wieder ein Dach über dem Kopf zu haben. Etwas anderes aber haben die Träger von Leid und Erinnerung ebenfalls geleistet: Die von ihnen schmerzlich erfahrene Geschichte haben viele in wissenschaftlicher oder künstlerischer Form in den Erfahrungsschatz deutscher Kultur eingebracht und so die nach der Katastrophe bitter nötige Bewußtseins- und Herzensbildung gefördert.

Joachim Sobotta ist einer von denen, die Kindheit und einen Teil der Jugend noch im historischen deutschen Osten verbracht

haben und dessen Prägung fortleben, obwohl sie dann in der jungen Bundesrepublik herangewachsen sind – und diese mitprägen konnten.

Der 1932 im niederschlesischen Glatz Geborene gelangte 1946 in einem Vertreibungstransport mit seiner Mutter und seinen Schwestern nach Niedersachsen. Da die britische Besatzungsmacht die Zuwanderer den kleinen Gemeinden zuteilte, kam Joachim Sobotta in Quakenbrück aufs Gymnasium. Bald nach dem Abitur 1951 ging der ebenso wißbegierige wie mitteilungs-freudige junge Mann nach Essen zur „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“. Als Volontär verdiente er zwar sonst nicht viel, sich aber immerhin die journalistischen Sporen.

1960 ging der Ritt nach Bonn zur „Deutschen Zeitung“. 1963 schon übernahm er in der damaligen Bundeshauptstadt die Leitung der örtlichen Redaktion der „Rheinischen Post“. Schon sechs Jahre später wurde er als deren Chefredakteur berufen und stand damit an der Spitze einer der bedeutendsten deutschen Regionalzeitungen. Neben Beruf – und Berufung – hat Joachim Sobotta ein Jurastudium 1972 mit der Promotion abgeschlossen.

Fast drei Jahrzehnte hat sich der Zeitungsmann jenem Aufklärungs-, Informations- und Bildungsauftrag gewidmet, den er auch aus seiner Herkunft und den Umständen seiner Her-Kunft ableitet. 1990 erhielt er dafür den Theodor-Wolff-Preis, eine der renommiertesten Auszeichnungen für Journalisten. Doch nicht allein die eigene Karriere, sondern auch die Förderung junger Kollegen war ihm stets ein Anliegen. Als er 1997 in den Ruhestand trat, war er der dienstälteste Chefredakteur einer deutschen Tageszeitung.

Daß Dienstalder mit Alter wenig zu tun hat, beweist Joachim Sobotta durch unermüdlische öffentliche und publizistische Präsenz, ob im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus oder im Haus Schlesien in Königswinter oder in unserer Zeitschrift ebenso wie in den Organen unserer Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, in deren Vorstand er bis vor einem halben Jahr aktiv war. So feiert er auch seinen 80. Geburts-

tag, indem er seine vielfältige und sehr persönlich geprägte Sammlung von Zeugnissen aus dem historischen deutschen Osten, auf dem langen Weg durch die Jahrzehnte, die Länder und Städte zusammengetragen „zur Selbstvergewisserung, aber auch zur Information anderer, insbesondere der Jugend“, im Haus Schlesien zeigt. Ihm und uns wünschen wir, daß er uns noch viel zeigt und sagt. (KK)

Befragung eines Fragers

Der Jubilar Joachim Sobotta öffnet sein Schatzkästlein des schlesischen Menschenfreundes

Im Rahmen der etablierten Veranstaltungsreihe „Prominentengespräche“ waren im Laufe der Jahre Persönlichkeiten schlesischer Herkunft wie Joachim Kardinal Meisner, Erzbischof Prof. Dr. Alfons Nossol und Prof. Dr. Klaus Töpfer im Haus Schlesien in Königswinter zu Gast. „Motor“ dieser Begegnungen war der langjährige Chefredakteur der Tageszeitung „Rheinische Post“, Dr. Joachim Sobotta.

Beim jüngsten Zeitzeugengespräch betonte Reinhard Blaschke, der Präsident des Vereins Haus Schlesien: „Deshalb ist es an

der Zeit, die Rollen einmal zu tauschen und ihn, der jahrzehntelang eine wichtige Rolle in der deutschen Presselandschaft gespielt hat, selbst als Zeitzeugen zu befragen.“

Dr. Helmut Herles, ehemaliger Chefredakteur des Bonner „General-Anzeigers“, und Dr. Albrecht Tyrell, Vizepräsident des Vereins Haus Schlesien, waren die „Stichwortgeber“ für das interessante Gespräch mit dem Journalisten. Das zahlreiche Publikum lauschte den Erinnerungen des 1932 in Glatz geborenen Zeitzeugen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Ausstellung „Ferne, nahe

Flankiert von Albrecht Tyrell (l.) und Helmut Herles: Joachim Sobotta und seine Zeichen an den Wänden

Bild: Dieter Göllner



Grafschaft Glatz“ eröffnet, die auf Exponaten aus der Sammlung Sobotta beruht.

Die Frage, wo eigentlich die Grafschaft Glatz liege, beantwortete Joachim Sobotta mit einem Hinweis auf eines der Bilder aus der neuen Sonderausstellung im Eichendorffsaal. Es handelt sich dabei um eine Aufnahme aus dem Fernsehen, die eine Szene aus der täglichen Wetterschau zeigt. Wer die europäische Wetterkarte betrachtet, erkennt in Höhe des rechten Ellenbogens der Moderatorin an der Grenzlinie zwischen Polen und Tschechien ein „merkwürdiges Rechteck“, das die Grafschaft Glatz darstellt.

Der heute 80jährige Joachim Sobotta war 14 Jahre alt, als seine Familie mit weiteren 150 000 Deutschen aus der Grafschaft Glatz vertrieben wurde. Er verriet, daß er als Heranwachsender bis Anfang des Jahres 1945 in seiner abgelegenen Heimat von den Schrecken des Krieges so gut wie nichts mitbekommen habe. Aufgefallen seien ihm dann jedoch unter anderem die „Vertreibungsbefehle“, die an vielen Häuserwänden klebten. In der Königswinterer Ausstellung sind übrigens auf einer Tafel Vertreibungsbefehle polnischer Stellen zu sehen, die 1945 – bereits vor Zusammenritt der Potsdamer Konferenz – völkerrechtswidrig die Ostprovinzen des deutschen Reiches zu „polnischem Staatsgebiet“ deklarierten, obwohl sie gemäß Potsdamer Protokoll lediglich unter „polnische Verwaltung“ gestellt wurden.

Auch die Zeit nach der Übersiedlung der Familie in die Bundesrepublik Deutschland ist für Joachim Sobotta lebendig in Erinnerung. Selbst wenn er zunächst von der Trümmerlandschaft der Stadt Osnabrück schockiert war, erkannte er sehr bald, daß dies zum Alltag gehörte. Er betont heute: „Ich hatte Glück und bin im Aufschwung des Wirtschaftswunders mitgeschwommen.“ Vor allem weiß er, daß er schon gleich nach der Ankunft in Niedersachsen instinktiv auf Integration gesetzt hat. Er hat den regionalen Dialekt gelernt, sein Abitur in Quakenbrück

abgelegt und ein Volontariat bei der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“ in Essen angetreten.

Die Studienzeit an den Universitäten Berlin, München und Bonn sowie die wichtigsten Stationen im Berufsleben des ehemaligen Chefredakteurs und nicht zuletzt sein Engagement in der Pflege des Kulturerbes seiner schlesischen Heimat waren weitere Schwerpunkte des Gesprächs. In bezug auf den Begriff „Heimat“ erwiderte der Befragte, er sei in Glatz geboren und getauft worden, fühle sich aber auch in Bonn und Berlin sehr wohl. Er sei ein weltläufiger Mensch, der sich als Deutscher und Europäer versteht und sich zugleich für die Bewahrung der Kulturwerte aus den ehemaligen deutschen Ostprovinzen einsetzt.

Aus seiner umfangreichen persönlichen Sammlung hat Joachim Sobotta für die Ausstellung im Haus Schlesien eine Auswahl historischer und aktueller Zeugnisse rund um die Grafschaft Glatz getroffen. Zu sehen sind mehrere Landkarten, darunter eine Wandkarte der Grafschaft für den Schulgebrauch um 1880 und eine Dienstkarte des Reichsbahndirektions-Bezirks Breslau (zu dem auch die Grafschaft Glatz gehörte) auf dem Stand vom 1. Juli 1940.

Interessant sind auch die seltenen Zeitungen, etwa die letzte Ausgabe der Glatzer Lokalzeitung „Grenzwacht“ vom 8. Mai 1945 und die erste Ausgabe der „Amtlichen Nachrichten“ für Stadt und Kreis Glatz in deutscher Sprache unter sowjetischer Besatzung vom 23. Mai 1945. Ausgestellt sind ferner historische Ansichtskarten und Notgeldscheine sowie der Kupferstich „Friedrich II. in Nimburg nach der Schlacht bei Kollin“ von Daniel Berger nach Johann Christoph Frisch (1801). Aktuelle Fotografien und Luftaufnahmen der Stadt Glatz und der Grafschaft ergänzen die Schau.

Die Sonderausstellung ist im Eichendorffsaal von Haus Schlesien bis zum 1. April zu besichtigen.

Dieter Göllner (KK)

Bis hin zu „allerley Insecten in Teutschland“

Der friderizianische Vernunftstaat begründete den Glauben an die Statistik

Wer weiß schon, daß der heutige Schweizer Kanton Neuenburg/Neufchatel, einst als Fürstentum ein Protektorat von Bern, der mächtigsten Stadtrepublik nördlich der Alpen, seit 1707 den preußischen König als Landesfürsten hatte? (Bedingt war dies durch fast vergessene Erbrechte, die aber von mehreren europäischen Großmächten, dem Deutschen Reich und der alten Eidgenossenschaft 1707 anerkannt wurden.) Als Friedrich II. 1740 dritter preußischer König wurde, ließ er seinen „lieben getreuen Untertanen zu Neufchatel“ ein Dekret zukommen, in dem er ihnen ausdrücklich erlaubte, sich auf ewig verdammen zu lassen, „wenn es ihnen denn ihr Glaube so geböte, soferne sie nur alle anderen in Frieden ließen, die nicht an Höllenstrafen glauben wollten“. Auch der König selbst wird nicht gehant haben, daß dieses Dekret eigentlich die Gründungs-urkunde des „Vernunftstaates Preußen“ und zugleich der Glaubensfreiheit wenigstens in Deutschland werden würde.

Bei Dekreten und Deklamationen ist der Vernunftstaat Preußen allerdings nicht stehengeblieben, sondern hat durch die Schaffung eines vernunftorientierten Klimas und durch konkrete Maßnahmen in Wissenschaft und Technik erstaunlich viel bewegt. Eine der Voraussetzungen war, daß Preußen ab 1754 – mit Ausnahme politischer, vor allem kabinettspolitischer Themen – eine weitgehend zensurfreie Presse hatte, in der es auch kritischen Geistern möglich war, über alles zu schreiben, was sie für publikationswürdig hielten. Das galt vor allem für die großen Bereiche der Naturwissenschaften und der Technik. Kein kirchliches Dogma konnte sie mehr daran hindern.

Gleichsam das Flaggschiff dieses Vernunftstaates war die Preußische Akademie der Wissenschaften. Die in Berlin 1700 gegründete Sozietät der Wissenschaften zu Berlin,

aus der 1744 durch eine Anordnung Friedrichs II. die Akademie wurde, hatte einen fast skurrilen Anlaß: Die protestantischen Stände im Deutschen Reich beschlossen, mit dem Jahr 1700 die in katholischen Ländern längst vollzogene gregorianische Kalenderreform nachzuvollziehen. Bis dahin war noch der julianische Kalender verwendet worden. In Preußen sah man in der Berechnung und Herausgabe neuer Kalender sowohl eine wissenschaftliche Aufgabe wie ein „neues Geschäftsfeld“, nämlich den Vertrieb der neu ermittelten Daten auch über die Landesgrenzen. Die Einrichtung eines Observatoriums und die Verleihung des Kalendermonopols gehörten dann auch zur – sonst preußisch bescheidenen – Erstausrüstung. Immerhin war es die erste im alten Deutschen Reich überhaupt, für die man sich die Vorbilder aus London und Paris geholt hatte. Die Anregungen dazu kamen von Gottfried Wilhelm Leibniz, der 1711 auch der erste Präsident wurde.

Wie die älteren Akademien der Wissenschaften in London und Paris sollte die der Berliner Gelehrten vor allem mathematische und physikalische Studien treiben und dabei Theorie und Praxis vereinen. Durch die Herausgabe des Kalenders und die Aufzeichnung meteorologischer Daten, die Ausarbeitung eines Lexikons von deutsch- und fremdsprachigen Begriffen und von Informationen über technische Neuerungen und nicht zuletzt die „Beschreibung und Ordnung von allerley Insecten in Teutschland“ entstanden vor allem die methodischen Grundlagen für die „Erfindung der Staats- und Regionalstatistik“ und dann der biologischen Statistik durch und in Preußen.

Die Akademie hatte in den Jahren vor dem Siebenjährigen Krieg gutachtliche Stellungnahmen abzugeben zu wissenschaftlichen Instrumenten, zu Sägen, Zahnrädern, optischen, astronomischen, meteorologischen



Rechnete sich das? Friedrich II. auf einem Notgeldschein

Instrumenten, zu wind- und wasserbetriebenen Kraftmaschinen, zu Pumpen, Feuerspritzen, Sägewerken, Öfen, Brücken- und Dammbauten. Nach 1763 rückten Probleme des wirtschaftlichen Wiederaufbaus in den Vordergrund: Die in Preisschriften abgehandelten Gebiete waren Instrumentenbau, mechanische Fragen des Militärwesens, Ballistik und Hydrodynamik, aber auch Methoden zur Energieeinsparung durch Holzsparöfen, die Chemie der Textilfarbgebungen, die Elektrizität und zunehmend die Landwirtschaft, etwa Besömerung der Brache, Koppelwirtschaft, Verbreitung von Intensivfutterpflanzen wie dem Klee 1783 und dem Kartoffelanbau. Physiker der Akademie ließen 1783 die erste deutsche Montgolfière steigen, bauten 1784 den ersten Blitzableiter und 1794 den ersten optischen Telegraphen von Spandau nach Schloß Bellevue.

Nach dem Siebenjährigen Krieg hatte sich in Preußen die Chemie als „Lieblingswissenschaft“ durchgesetzt. Friedrich II. widmete der Chemie in der Akademie gleich bei der Reorganisation 1744 mehr Aufmerksamkeit. Andreas Sigismund Marggraf, der den Zucker in der Rübenpflanze und zugleich den „rechtsdrehenden Zucker“ entdeckt hat, erhielt eine feste Besoldung und ein neues Laboratorium. 1779 erhielt auch sein Schüler, Franz Carl Achard, ein Gehalt von der Akademie. Er war unter vielem anderem der

Erfinder der industriellen Zuckergewinnung, damals zuerst aus „weißen schlesischen Rüben“. Selbst so kritische Zeitgenossen wie Mirabeau und Mauvillon charakterisierten Preußen in ihrer „Preußischen Monarchie unter Friedrich dem Großen“ gleichsam als Erfinder einer verwertbaren staats- und regionalwirtschaftlichen Statistik.

Der Hugenottennachfahre Franz Carl Achard hat die Übertragung kameralistischer Denk- und Datenmodelle auf biologische Vorgänge und deren Erfassung und Beschreibung mit statistischen Methoden möglich gemacht. Der Beginn dieser Arbeit lag noch in der letzten Lebenszeit von Friedrich II., der sie auch finanziell förderte. Die Erfolge seiner Arbeiten haben den König sehr zufriedengestellt (was nicht vielen gelungen ist!), denn er gewährte ihm für seine Verdienste um die Verbesserung der inländischen Tabakkultur eine Pension von immerhin 500 Talern jährlich. Die Arbeiten an der Preußischen Akademie der Wissenschaften gehören zu den Grundlegungen der Leitideen und vor allem der Leitmethoden der modernen Biologie und damit auch der Biotechnologie bis hin zur Gentechnik.

Natürlich werden durch diese Leistungen und ihre Fortwirkung die Maximen des Machtpolitikers Friedrich II. nicht sanfter: „Gefällt dir ein Land, und du hast genügend Soldaten, so nimm es dir!“ Die auch von ihm selbst verbreitete Kunde von seiner „Friedensliebe“ hat niemand besser gedeutet als Carl von Clausewitz: „Der Eroberer ist immer friedliebend, denn er zöge gern ruhig in unser Land ein!“ Der „große König“ wäre gleichfalls gern „ruhig“ in möglichst viele Nachbarländer eingezogen. Da es ruhig aber nicht möglich war, ist es dann mit Kanonendonner und großem Unglück im Gefolge geschehen. Doch neben dem Machtstaat ist auch der Vernunftstaat Preußen als Heimstatt für Realwissenschaft und Technik durchaus einen Gedanken wert.

Dietmar Stutzer (KK)

Ein Mehr für Minderheiten

Was wäre das? fragt das Haus des Deutschen Ostens München

Während die internationale Politik sich nur mit Euro-Rettung, Sparpaketen und Energiewende befaßt, greift das Haus des Deutschen Ostens (HDO) in München in seiner Eigenschaft als Institution des Freistaates Bayern für die Deutschen aus dem Osten und deren Kultur und als nachgeordnete Behörde des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen im Veranstaltungsjahr 2012 „Nischenthemen“ auf, die eine gründliche und grundsätzliche Beachtung verdienen. Zwei internationale Fachtagungen hat das HDO deshalb bereits terminiert.

In Kooperation mit der Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung Dillingen, der zentralen Lehrerweiterbildungseinrichtung in Bayern, und der Akademie für politische Bildung in Tutzing geht es in der Gemeinde am Starnberger See vom 19. bis zum 23. März 2012 um „Minderheiten in Europa“. Dabei nehmen die drei Veranstalter mit namhaften Referenten historische und aktuelle Fragen zur Volksgruppen- und Minderheitenpolitik in Europa in den Blick.

Der Lehrgang zur fächerübergreifenden politischen Bildung beschäftigt sich mit dem stets aktuellen Gesamtkomplex der nationalen, ethnischen und religiösen Minderheiten in Europa. Ein Siebtel der Bevölkerung der Europäischen Union gehört autochthonen Minderheiten an. Das sind etwa 70 Millionen Menschen. In Europa insgesamt gibt es nach Schätzung des Europarates rund 200 verschiedene nationale Minderheiten. Bis heute bedeutet diese Vielgestaltigkeit nicht nur eine kulturelle Bereicherung, sondern ein erhebliches Konfliktpotential. In einer langen Menschen- und Völkerrechtsdiskussion sind daher Standards und Rechtsnormen zum Minderheitenschutz entwickelt worden, die ein selbstbestimmtes Leben gemäß der eigenen Identität ermöglichen und Konflikte ausräumen sollen.

Im einzelnen sollen folgende Fragen untersucht werden: Selbst- und Fremdbilder: Was ist eine Minderheit?; Minderheit und Nationalstaat: Konfliktpotentiale in Geschichte und Gegenwart; Selbstbestimmtes Leben: Minderheitenschutz im nationalen, europäischen und internationalen Recht; Unbekannte Lebenswelten: Minderheiten in Deutschland und Deutsche als Minderheit im europäischen Ausland; Europäisches Mosaik – Lebensweise, Selbstverständnis, rechtlicher Status von Minderheiten in Europa an ausgewählten Beispielen; Ausgegrenzt und mißverstanden? – Sonderfall Sinti und Roma in Europa.

Als Referenten erwartet werden u. a.: Staatssekretär Dr. Christoph Bergner aus dem Bundesministerium des Innern, der auch Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten ist, Jan Diederichsen aus Flensburg, der Generalsekretär der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen (FUEV), der auch als Leiter des Sekretariats der Deutschen Volksgruppe in Kopenhagen/Dänemark amtiert. Der Präsident des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG), Bernard Gaida, und der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Warschau, Rüdiger Freiherr von Fritsch, werden ebenso zur Podiumsdiskussion über Minderheitenpolitik in Europa unter besonderer Berücksichtigung der deutsch-polnischen Problematik erwartet wie der mit Wohnsitz in Oberschlesien und Bayern beheimatete Historiker Matthias Lempart. Daneben werden die Vertreter der Minderheiten aus Deutschland, Sorben, Dänen, Friesen über ihre aktuelle Lage berichten, sich mit Kultur, Schule, Sprachförderung, Rechtslage und Perspektiven auseinandersetzen. Über diese Themen wird auch der externe Leiter des HDO-Forschungsprojektes zu den deutschen Minderheiten im

Osten Europas, Dr. Meinolf Arens, exemplarisch für Ungarn und die Slowakei berichten; die Leiterin des Zentrums für Lehrerfortbildung in deutscher Sprache in Mediasch/Siebenbürgen/Rumänien, Ioana-Adriana Hermann, soll dies für die deutsche Minderheit in Rumänien tun. Zum Abschluß kommt ein „heißes“ Balkantheema zur Sprache, zu welchem sich der Kenner Erich Rathfelder aus Berlin äußern wird: „Separation als Lösung? – Minderheiten, Nationalismus und Konflikte auf dem Balkan“.

Für die Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung Dillingen moderiert wird die Tagung von Studiendirektor Siegfried Münchenbach, dessen Eltern aus Komotau/Sudetenland stammen, für die Akademie für politische Bildung Tutzing zeichnet Dr. Michael Mayer verantwortlich, das Haus des Deutschen Ostens wird von Leitendem Regierungsdirektor Dr. Ortfried Kotzian vertreten, der auch als Referent tätig sein wird. Interessenten melden sich bei der Akademie

für Politische Bildung Tutzing, Tagungssekretariat Ina Raus, Buchensee 1, 82327 Tutzing, oder per E-Mail an: i.raus@apb-tutzing.de. Für Unterkunft und Verpflegung wird ein Tagungsbeitrag von 130 Euro fällig. Vegetarische Kost ist bei rechtzeitiger Anmeldung möglich, Rückfragen unter Telefon 08158/256-53.

Auch der Termin für die 4. HDO-Studienwoche in der Bildungsstätte Heiligenhof steht bereits fest, Anmeldungen sind dort möglich. Vom 4. bis zum 9. November 2012 wird das Haus des Deutschen Ostens zum Thema „Deutsche Kultur im Osten Europas: Grenzüberschreitende Kulturarbeit im Dienste der Völkerverständigung“ einladen. Als Referenten werden die Inhaber der Stiftungslehrstühle der Bundesrepublik Deutschland in Olmütz/Olomouc, Fünfkirchen/Pécs und Klausenburg/Cluj mitwirken. Im Jubiläumsjahr des Heiligenhofes ein wahrlich „schönes“ Studienthema.

Ortfried Kotzian (KK)

Pommerland als weites Feld im Wortsinn

Seminar der Europäischen Akademie Külz/Kulice zur Landwirtschaft

Pommern war die größte Agrarprovinz in Preußen. Ein Großteil der Bevölkerung in Pommern arbeitete bis 1945 in der Landwirtschaft und wohnte in Dörfern. Für Generationen war das Dorf Mittelpunkt ihres Lebens mit einer seit Jahrhunderten durch die

Landwirtschaft geprägten Arbeitswelt sowie einer überschaubaren sozialen Hierarchie. Dörfer sind in den vergangenen Jahrhunderten von politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen sowie von technischen Neuerungen nicht unberührt geblieben. Zudem hat

Nicht mehr guts-, nur noch herrlich: die Europäische Akademie in Külz

Bild: Akademie



die politische Neuordnung im Osten Europas infolge des Zweiten Weltkrieges tiefe Spuren hinterlassen.

In einem deutsch-polnischen Seminar sollen Dorfstrukturen und Lebensräume der dörflichen Bevölkerung seit der Regierungszeit Friedrichs II. bis zur Gegenwart in ihrer Abhängigkeit von den jeweiligen politischen und sozialen Verhältnissen untersucht werden. Daneben werden die Auswirkungen der Technisierung in der Landwirtschaft thematisiert. Außerdem wird über Bestrebungen in Polen berichtet, Dörfer zu erhalten und ihnen eine neue Dorfkultur zuzuweisen. Auf Exkursionen können sich die Seminarteilnehmer von dem gegenwärtigen Strukturwandel der pommerschen Dörfer vor Ort überzeugen.

Das Seminar findet in Zusammenarbeit mit dem Verein zur Förderung der deutsch-polnischen Zusammenarbeit e.V. und mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien statt. Es ist den Veranstaltern gelungen, namhafte deut-

sche und polnische Wissenschaftler zu verpflichten. Unter anderem wird Professor Dr. Rudolf von Thadden, Göttingen, in einem Beitrag über den „Einfluß der Modernisierung landwirtschaftlicher Technik und der Bewirtschaftungsmethoden auf die soziale Struktur der Landbevölkerung am Beispiel des hinterpommerschen Gutsdorfes Trieglaff“ referieren.

Exkursionen sind vorgesehen nach Trieglaff, Juchow (heute ein biologisch-dynamischer Agrarbetrieb), Groß Born (ehemaliger Truppenübungsplatz, der jetzt auf Tourismus setzt), Heinrichsdorf, Janikow (Landarbeiterhäuser und Speicher, erbaut nach Entwürfen von Walter Gropius) und Regenwalde (u. a. Besichtigung des Denkmals für den Agrarwissenschaftler Philipp Carl Sprengel).

Informationen bei der Europäischen Akademie Külz-Kulice, Telefon 0048 / 91 39 13383 oder Elsbeth Vahlefeld, E-Mail: elwava@t-online.de sowie unter: www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=18502.

(KK)

Haßverweigerer

Sein Überleben hat er der Zeitzeugenschaft gewidmet: Max Mannheimer erhält den Europäischen Karlspreis der Sudetendeutschen

Den Europäischen Karlspreis der Sudetendeutschen erhält in diesem Jahr der im mährischen Neutitschein geborene und heute in Haar bei München lebende Vorsitzende der Lagergemeinschaft Dachau und Holocaust-Überlebende Max Mannheimer.

Der Sprecher und oberste politische Repräsentant der Sudetendeutschen, der CSU-Europaabgeordnete Bernd Posselt, wird die höchste Auszeichnung dieser nach 1945 aus der Tschechoslowakei vertriebenen Volksgruppe am Pfingstsamstag in Nürnberg an den sozialdemokratischen Buchautor und

Maler für dessen Verdienste „um eine gerechte Völkerordnung in Mitteleuropa“ verleihen.

Der heute 92jährige Mannheimer ist von den Nationalsozialisten in die Konzentrationslager Theresienstadt, Auschwitz-Birkenau, Warschau und Dachau verschleppt worden, seine Eltern, seine Frau und zwei seiner Geschwister sind in Auschwitz ermordet worden. Posselt bezeichnete es als „große Ehre für die Sudetendeutsche Volksgruppe, unseren Landsmann Max Mannheimer auszeichnen zu dürfen, der als Opfer der natio-

nalsozialistischen Menschheitsverbrechen den Mut und die Kraft besitzt, bis heute als Zeitzeuge durch Vorträge, vor allem vor Jugendlichen, gegen Nationalismus und Intoleranz zu kämpfen“.

Sein Buch über seine KZ-Erlebnisse und sein publizistisches Wirken haben Millionen von Menschen aufgerüttelt, ebenso sein Bekenntnis: „Ich konnte nie hassen.“ Mannheimer, in zweiter Ehe mit einer sudetendeutschen NS-Gegnerin und nach deren Tod mit einer Amerikanerin verheiratet, habe auch die Vertreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg stets verurteilt und schlage heute als Ehrenbürger seines jetzt zur Tschechischen Republik gehörenden Heimatortes Neutitschein Brücken zwischen den Nachbarvölkern.

Die feierliche Preisverleihung wird im Rah-

men der Eröffnungsveranstaltung des 63. Sudetendeutschen Tages am Pfingstsonntag, dem 26. Mai, in Nürnberg in Anwesenheit von Vertretern aus Politik und Gesellschaft stattfinden.

Der Europäische Karlspreis wurde von der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Erinnerung an Karl IV., Römischer Kaiser, Deutscher König und König von Böhmen, gestiftet. Zweck der Verleihung ist der Mahnruf nach einer gerechten Völker- und Staatenordnung in Mitteleuropa. Der Europäische Karlspreis wird an Persönlichkeiten und Einrichtungen der Politik und des Geisteslebens verliehen, die sich besondere Verdienste um die Verständigung und Zusammenarbeit der Völker und Länder Mitteleuropas erworben haben. (KK)

Polyhistor

Mit der Kraft des Wissens und Verstehens für die Wissenschaft und Verständigung: BdV-Ehrenplakette für Rudolf Grulich

Der Bund der Vertriebenen wird auf seiner Bundesausschußsitzung am 21. März in Berlin den Kirchenhistoriker Prof. Dr. Rudolf Grulich mit seiner Ehrenplakette auszeichnen. Der Vorschlag dazu erfolgte einstimmig.

Mit Professor Rudolf Grulich ehrt der BdV einen der bekanntesten und verdienstvollsten Religionswissenschaftler aus dem Kreis der Heimatvertriebenen. Mit Leib und Seele Sudetendeutscher, ist er in seiner Arbeit und Zielsetzung geprägt von seinem Vertriebenenschicksal und seinem tief verwurzelten christlichen Glauben. Er wird geschätzt als ein von außerordentlicher Sachkenntnis geprägter politischer Kopf und gern gesehener wissenschaftlicher Berater.

Geboren am 16. April 1944 in Runarz, in der Sprachinsel um Deutsch Brodek in Mähren,

wurde er mit seiner Familie nach Oberfranken vertrieben. Nach dem Abitur 1963 in Bayreuth studierte er Philosophie, Theologie und Geschichte in Königstein, Agram und Augsburg. Seit 1988 ist er wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen–Mähren–Schlesien. An der Universität Gießen lehrt er Kirchengeschichte.

Sein unermüdliches Engagement gilt neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit der sudetendeutschen Volksgruppe, in der er zahlreiche wichtige Aufgaben übernahm und selber auch viel bewirkte. Sein Ziel war es stets, den Menschen den ostmittel-europäischen Raum näherzubringen. Dabei steht für ihn die Versöhnung zwischen Deutschen und Tschechen im Vordergrund. (KK)

Bücher, Medien, Veranstaltungen

Giovanni Sarrasani aus dem
Warthekreis Meseritz

Jahrbuch Weichsel-Warthe 2012. Bestellungen bei der Landsmannschaft Weichsel-Warthe, Bundesverband e.V., 65185 Wiesbaden, Friedrichstr. 35 III, Telefon 0611/379787, gegen Rechnung

Themenschwerpunkt des 58. Jahrbuchs der Landsmannschaft Weichsel-Warthe ist das 20jährige Bestehen der Patenschaft des Landes Hessen über die LWW unter dem Motto der Bundeskulturtagung 2011: „Unser Patenland Hessen und wir von Weichsel und Warthe“.

Die Titelbilder des Jahrbuchs nehmen Bezug auf Begegnungsräume und Veranstaltungen im Patenland Hessen in den vergangenen Jahrzehnten. Auch das Kalendarium nimmt sich des Titelthemas an und zeigt auf den Monatsseiten Festschriften der LWW mit engem Bezug zur Brückenfunktion der Landsmannschaft nach Polen, aber auch auf ihr neues Standbein, das sich im Patenland Hessen befindet.

Nach den gewohnten Eingangsrubriken beschäftigen sich die folgenden drei Beiträge mit dem Themenschwerpunkt: Dr. Diether Degreif, stellvertretender Leiter des Hessischen Staatshauptarchivs in Wiesbaden, behandelt „Die Entstehung des Landes Hessen nach 1945 und seine Beziehungen zu den deutschen Heimatvertriebenen“. Ergänzt wird dieser Artikel durch Karl Bauers „Deutsche aus Polen in Hessen“. Ein Beitrag von Harald Schäfer traf ohne Absprache die Thematik: „In der Provinz Posen geboren – als Politiker in Hessen wirksam!“.

Zwei Autoren schreiben über Aktivitäten aus

dem landsmannschaftlichen Bereich der letzten Zeit. Artur Bachmann stellt den Weg zum „Gedenkstein für die Galiziendeutschen auf dem Schönhauser Damm“ dar, und Inge Nagorni berichtet über „Meine Reise nach Wolhynien“ im Jahr 2010. Prof. Dr. Dr. Rudolf Kraus stellt als wichtige Institution „Das Lastenausgleichsarchiv in Bayreuth“ vor. Götz Urban zitiert auch in diesem Jahr „Aus den Posener Heimatgrüßen 1912“ seines Großvaters Arthur Rhode.

Es folgen zwei Erinnerungen an die Flucht und Vertreibung. In besonderer Weise stellt Albert Seil seinen Zwangsaufenthalt nach 1945 dar, „Ich wollte doch nach Deutschland“, und Heinrich Kübler berichtet über „Die Fluchten meiner Mutter“. Der renommierte Historiker des politischen Lebens der Provinz Posen, Helmut Neubach, weist darauf hin, daß „Nicht nur Anton Tasch (Lissa) und Julius Aßmann (Bromberg)“ sich politisch engagierten, es gab noch weitere „Deutsche Politikleriker in der Provinz Posen“. Es folgen wie immer vielfältige Beiträge von unterschiedlicher allgemeiner Relevanz, immer jedoch von zumindest melancholisch-anekdotescher, meist jedoch auch historiographischer Qualität.

Alfred Rene Ast entsinnt sich an seine Heimat in „Theo, wir denken an Lodz“. Ein besonders interessantes Zeitdokument fand Götz Urban im Berliner Bundesarchiv. Einen religiösen Beitrag hat Klaus Steinkamp mit „Geschichte und persönliche Schicksale der Baptisten in Kolmar in Posen“ verfaßt. Adolf Jantz schreibt über den Wandel der Zeit und die Geschehnisse in seinem kleinen Heimatdorf „Jezuicka Struga – Jesuiterbruch – Hoensbruch, Kreis Hohensalza“. Eine ähnliche Thematik stellt auch Martin Sprungala in „Ein Lehrer als deutscher Kulturbote im Posener Land“ dar.

Wilfried Gerke schildert „Polen 1944 aus der Sicht eines Jugendlichen“. Erich Müller erinnert an „Polens Schulreform 1932 und deren Auswirkungen auf das deutsche Privatschulwesen“. Gerhard Werner berichtet „Vom früheren Sprachenkriegsschauplatz zwischen Deutschen und Polen“. Elfriede Eichelkraut beschreibt die Geschichte der evangelisch-augsburgischen Kirchengemeinde Plozk, und Harald Schäfer erinnert an einen „Zirkuskönig aus der Provinz Posen“, dessen Künstlername jedermann geläufig ist, seine Herkunft aus dem Kreis Meseritz aber nicht: Hans Stosch alias Giovanni Sarrasani. Passend zum Ende des Jahrbuches, zum Jahresabschluß, erzählt Margarete Schönfeldt „Eine Weihnachtsgeschichte“.

Es folgen traditionell die Autorenkurzbiographien, die Anschriften der LWW-Organisationen und Einrichtungen sowie Literaturhinweise.

Martin Sprungala (KK)

Auch Nachbarschaft kann und muß man lernen

Matthias Kneip / Manfred Mack (Hg.): Polnische Gesellschaft. Cornelsen Verlag, Berlin 2012, 15,95 Euro

Polen – so nah und immer noch so fern? In Deutschland sind Kenntnisse über das östliche Nachbarland noch wenig verbreitet, weswegen der Schule eine bedeutsame Rolle zukommt. Hier setzt ein neuer Band zur „Polnischen Gesellschaft“ an, der vom Deutschen Polen-Institut für den Unterricht in der Oberstufe konzipiert wurde. Unter Mitarbeit ausgewiesener Fachleute schlägt die Neuerscheinung Brücken zwischen Ost und West: Darstellungen und Materialien informieren über Politik, Wirtschaft und Kultur in Polen und behandeln Geschichte und Gegenwart des deutsch-polnischen Verhältnis-

ses. Ziel ist es, die Vermittlung von Wissen über Polen im deutschen Schulunterricht zu erleichtern, das Interesse für das Nachbarland zu wecken und Vorurteile abzubauen.

Auf welche Weise vollzog sich der Wandel Polens zur parlamentarischen Demokratie? Welchen Einfluß hat die deutsch-polnische Geschichte auf das Verhältnis beider Länder? Wie sind die aktuellen politischen Beziehungen und die Rolle Polens in der EU und der internationalen Politik?

Im Vordergrund der Konzeption des neuen Lehrwerks steht der Vergleich zwischen Polen und Deutschland anhand von Texten und Quellen. Mit Hilfe der Materialien lassen sich Themen wie politisches System, Medien, Migration oder gesellschaftlicher Wandel im Unterricht sinnvoll durch polnische Aspekte vertiefen. Der modulare Aufbau der Darstellungen und Materialien ermöglicht, auch nur einzelne Kapitel einzusetzen. Das Lehrwerk eignet sich ebenfalls zur Vorbereitung von Klassenfahrten oder Schüleraustauschprogrammen.

Im Cornelsen Verlag liegen bereits die Bände „Polnische Geschichte und deutsch-polnische Beziehungen“ sowie „Polnische Literatur und deutsch-polnische Literaturbeziehungen“ vor. (KK)

Eine erloschene Dynastie, deren Geschichte noch leuchtet

Clemens Vinkelau (Hg.): Die Piasten – Ein biografisches Lexikon. Medu-Verlag, Dreieich 2011, 349 Seiten, 9 farbige Illustrationen, 24,95 Euro

Mit dem Begriff „Piasten“ können heute die Wenigsten etwas anfangen. Allenfalls denken sie an Piasten-Schokolade. Dabei handelt es sich um eine der bedeutendsten Dynastien Europas. Zahlreiche Herzöge und

Könige brachte sie hervor und hat fast tausend Jahre hindurch die Geschichte Ost- und Mitteleuropas entscheidend mitgestaltet. Durch unzählige Heiraten verband sich das Haus eng mit den bedeutendsten europäischen, vor allem deutschen Herrschergeschlechtern.

Von seinen Königen aus dem Piastengeschlecht wurde Polen bis 1370 regiert und schon im frühen Mittelalter in der römisch-katholischen Form christianisiert. Piastherzöge herrschten mehr als fünfhundert Jahre in ihren zahlreichen schlesischen Territorien, seit dem Vertrag von Trentschin als deutsche Reichsfürsten. Der letzte von ihnen, Herzog Georg Wilhelm von Liegnitz-Brieg, starb mit jungen Jahren 1675. Mit ihm erlosch eine der an Mitgliedern reichsten europäischen Dynastien im Mannesstamme. Durch eifrige Förderung der deutschen Ostsiedlung wurden die Piasten zu wichtigen Wegbereitern der deutschen Kultur in Osteuropa.

Der Autor sammelte in jahrelangen Recherchen zahlreiche einzelne Personenbiographien zu den Herzögen und Königen in Polen sowie zu den schlesischen Herzögen und hat sich dadurch große Verdienste erworben. Aus verschiedenen Epochen und Quellentypen zusammengetragen, bieten diese Biographien ein umfassendes und faszinierendes Bild dieser einflußreichen Dynastie. Das Buch füllt eine spürbare Lücke in der Literatur zur immer aktuellen deutsch-polnischen Geschichte.

Sigismund Freiherr von Zedlitz (KK)

In den Schluchten hinter den Wäldern

Als Schmalzbrot auf den Tisch kommt, sind schließlich alle in Siebenbürgen angekommen, auch wenn der Rotwein hin und wieder daran erinnert: Die Kulisse ist das Kamin-

zimmer einer Bildungs- und Begegnungsstätte in der Bundesrepublik Deutschland.

Der echte Wein ist der weiße, das wußten die Zisterzienser, die vor mehr als acht Jahrhunderten nach Reichersdorf kamen. Daran hält sich Johann Schaas heute noch. Über die geselligen Mönche, die „ihre mitgebrachten Reben in Reichersdorf anbauten und den Wein in Kerz sofften“, weiß der „letzte Sachse von Reichersdorf“ im gleichnamigen Film des Bukarester Regisseurs Mihai Dumitru viel zu berichten. Johann Schaas strotzt vor Lebenslust und Arbeitsfreude. Seine Erzählleidenschaft beeindruckt jeden Touristen, der sich in „seine Gemeinde“ verirrt. Als Kurator „seiner Kirche“ gibt er auf jede Frage schlagfertig eine Antwort.

Ob er nicht nach Deutschland auswandern wolle? Einem Johann Schaas braucht man damit nicht zu kommen. Ja, er ist zwar alt, aber glücklich, sehr glücklich in seinem Reichersdorf. Er ist der letzte Sachse im Dorf – na, und? Allein ist er nicht. Die Welt kommt zu ihm und will „seine Kirche“ sehen, schließlich hat sie einige architektonische Besonderheiten aufzuweisen; mit der benachbarten Birthälmer Kirchenburg (immerhin Weltkulturerbe) kann sie es allemal aufnehmen. Und dann die vielen Legenden, Fabeln und Geschichten, die Johann Schaas zum Besten geben kann: unvergeßlich sein „grüner Mann“ aus keltischer Zeit, der kurzbeinige, unansehnliche, aber fleißige Dachs und der langbeinige, gutaussehende, aber unpraktisch veranlagte Fuchs ...

Aber nicht jeder, der nach der großen Auswanderungswelle Anfang der 1990er Jahre in Siebenbürgen „hinterblieben“ ist, schätzt sich glücklich. Das erfahren die Schmalzbrot-Esser auf einem dreitägigen Seminar zum Thema „Siebenbürgen in zeitgenössischen Dokumentarfilmen“, veranstaltet von der Akademie Mitteleuropa in Zusammenarbeit mit dem Kulturreferenten des Verbandes der Siebenbürger Sachsen. Bis auf die letzte Schlafstätte ist der Heiligenhof ausgebucht, einige müssen sogar auswärts

übernachten, so groß ist das Interesse an der Veranstaltung. Studienleiter Gustav Binders letztes Wort nach drei intensiven Tagen kann kein anderes sein als: „Wir setzen fort!“ Mit Gesprächen rund um Siebenbürgen, mit Dokumentarfilmen, mit Schmalzbrot und – Schnaps.

Mit von der Partie ist eine Gruppe Nachwuchsjournalisten. Siebenbürgen wird das Thema ihrer Abschlußarbeit sein. Nach drei Tagen, acht Dokumentarfilmen und vielen Gesprächen mit den zum Großteil anwesenden Regisseuren und anderen Eingeweihten sind die jungen Journalisten für ihre anstehende Siebenbürgen-Reise bestens gewappnet.

Den Auftakt bildet der Film des aus Ost-Berlin stammenden, nach Oberwischau/Viseul de Sus übersiedelten Regisseurs Björn Reinhardt mit einem echt siebenbürgischen Titel „Hinter sieben Burgen“. Gedreht wurde der Film 1995/96. Wir lernen Johann Hopprich aus Neudorf kennen; seine Kinder und Enkelkinder leben in Deutschland, wo er auch öfters war. Und zwar erinnert er sich noch lebhaft an die Tage am Brandenburger Tor in Berlin, wo er als junger Soldat wie durch ein Wunder den Russen entkam, ein siebenbürgisches Wunder: Mitten in Berlin traf er auf Landsleute, die ihm halfen. Die Sehnsucht nach seiner Heimat und seinen Tieren hat ihn nie losgelassen. Im Film begleiten wir ihn auf einigen seiner alltäglichen Wege zum Hufschmied, zum leerstehenden Elternhaus, auf den Friedhof. Hier ruht er nun schon seit einigen Jahren neben seinen Eltern.

Verstorben ist auch die Protagonistin des Filmes „Siebenbürgischer Heuweg“, Irene Ghisu, geborene Schoppel. 1996 drehte der in Weimar geborene Regisseur Ralf Marschalleck den Film in Marienburg. Wie in Reinhardts Film wird auch bei Marschalleck anhand eines Einzelschicksals das große Thema des Exodus der Siebenbürger Sachsen nach 1989 behandelt. Die sächsische Gemeinde hatte die Frau wegen ihrer Heirat

mit einem Rumänen marginalisiert, ohne daß sie das Wort gekannt hätte. Irenes letzter Wunsch ist, auf dem rumänischen Friedhof begraben zu werden.

Wo Georg Onyert aus Gürteln seine letzte Ruhestätte finden möchte, erfahren wir in dem 2002 gedrehten Film „Gherdeal“. Die Regisseure Thomas Beckmann aus Chemnitz und Martin Nudow aus Berlin-Pankow zeigen die Trostlosigkeit im Leben der letzten deutschen Familie in Gürteln auf. „Laß, die in Deutschland kommen auch in die Erde wie wir!“ Katharina Onyert, sieben Jahre älter als ihr Georg, will von Deutschland nichts wissen, sie hat mit ihrer Deportation in die Sowjetunion genug „Ausland“ erfahren. In Gürteln will sie sterben, einem idyllisch gelegenen Ort, gesegnet mit fruchtbarem Boden, nur gibt es kaum noch jemanden, der ihn zu bestellen versteht. Der Sohn der Onyerts, Helmut, lebt auch in Gürteln, hat sich dem Alkohol verschrieben und hört tag-ein tagaus „manele“ (elektronische Zigeunermusik). Als Trost dient ihm der Satz: „Laß mich mit Gott! Gott hat seine eigenen Sünden!“ Ganz klar, damit ist der Alte über den Wolken vollauf beschäftigt. Die Bewohner von Gürteln hat er längst vergessen.

Melancholisch sind die siebenbürgischen Geschichten, auch wenn hie und da ein Hoffnungsschimmer aufleuchtet wie bei Irenes Enkelin in Marienburg, die lernen und studieren möchte, die mehrere Sprachen spricht und Klavier spielt, oder der 20jährige rumänische Landwirt, der sich mit handfesten Plänen in Gürteln niederläßt.

Über allen Geschichten könnte der Titel „Wunden – Erzählungen aus Transsilvanien“ stehen, es ist jener des bekanntesten Films über Siebenbürgen, 1994 von dem aus Schäßburg stammenden Regisseur Günter Czernetzky an mehreren Orten gedreht. Rumänen, Ungarn, Zigeuner, Sachsen erzählen ihre Erlebnisse ab 1933. Die wechselvolle Geschichte des Landstriches spiegelt sich vor dem Hintergrund von Archivaufnahmen und propagandistischen Berichten der Deut-

schen Wochenschau in den kleinen Lebensgeschichten der Protagonisten wider, lauter Geschichten vielfacher Verwundung.

Verrat ist das nächste allzumenschliche Thema, das in gleich zwei Filmen zum Tragen kommt: in dem 2004 von dem Siebenbürgenungarn Zoltan Hajdu gedrehten „Verrat“ und dem 2008 vom Österreicher Walter Wehmeyer gedrehten Streifen „Von der Macht des Verdächtigen“. Hajdus Film ist der Versuch eines antagonistischen Doppelportraits von zwei siebenbürgischen Schriftstellern: Hans Bergel und Eginald Schlattner nähern sich zwar filmisch an, persönlich jedoch meiden sie sich. Zu tief ist die Wunde, zu schmerzhaft der Verrat. In den späten 1950er Jahren kam der angehende Autor Eginald Schlattner in Securitate-Haft und sagte, einschlägig „getrimmt“, im Kronstädter Schriftstellerprozeß von 1959 als Belastungszeuge gegen Bergel und vier weitere deutsche Autoren aus. In der Folge wurden Schlattners frühere Freunde zu langen Haftstrafen verurteilt. Die Gerichtsakten zu diesem Prozeß wurden freigegeben und sind im Band „Worte als Gefahr und Gefährdung“ (1993), kundig ediert von Peter Motzan und Stefan Sienerth, nachzulesen

Wehmeyer porträtiert Eginald Schlattner, der mit seinen gleichsam als Trilogie angelegten Romanen „Der geköppte Hahn“, „Rote Handschuhe“ und „Das Klavier im Nebel“ über Siebenbürgen hinaus bekannt und sehr erfolgreich geworden ist. Der Film läßt Schlattner, dessen Bruder Kurtfelix und mehrere seiner Schicksalsgenossen (Gerhard Gross, Karl Dendorfer, Günter Volkmer, Werner Knoll) ausführlich zu Wort kommen. Alle waren sie politisch inhaftiert, haben aber Folter und Demütigung des rumänisch-stalinistischen Regimes überlebt. Ehemalige Securitate-Offiziere werden ebenfalls interviewt, aber die Täter können oder wollen sich, das zeigt der Film eindrücklich, das Ausmaß und die Folgen ihres Tuns nicht bewußt machen.

Um die Leichtigkeit des Seins nicht ganz aus dem Auge zu verlieren, wird der Film von

Dumitru Budrala, „La drum“ (Unterwegs – 1998) gezeigt: Der rumänische Regisseur widmet sich der archaischen Lebenswelt der rumänischen Schafhirten. Die aus dem Hermannstädter Umland stammenden Hirten schlagen sich wacker. Ihr Leben ist hart, bei Wind und Wetter sind sie im Sommer auf der Alm und im Winter in den Flußtälern des Mieresch. Sie legen weite Wege zurück, um sich und die Schafe durchzubringen. Trotzdem strahlen sie Lebensfreude aus. Obwohl der Film das Motiv der rumänischen Hirtenballade „Miorita“ über den Mord an einem wohlhabenden Schäfer durchspielt, kann sich die traurige Stimmung nicht durchsetzen, allzu irdisch ist die Sehnsucht der drei Hirten: Wein, Weib und Gesang.

Nah ist der siebenbürgische Kosmos durch die Dokumentarfilme und Gespräche gekommen. Wir nehmen Gustav Binder beim Wort und hoffen auf Fortsetzung.

Ingeborg Szöllösi (KK)

Melancholie heißt auch auf musikalisch Malinconia

Hingewiesen sei auf die neue CD des Malinconia-Ensembles Stuttgart (Ramin Trümpelmann, Violine, Markus Oertel, Viola, Helmut Scheunchen, Violoncello, und Günter Schmidt, Klavier), das ja seit vielen Jahren immer wieder die Jahrestagungen der Stiftung Kulturwerk Schlesien und auch die Wangener Gespräche durch Konzerte mit schlesischer Musik bereichert hat.

Die CD „Malinconia – Werke für Klavierquartett“ enthält als Ersteinspielungen vier Werke dieser Gattung in einer ganz besonders abwechslungsreichen Auswahl. Aus dem Manuskript eingespielt sind das ergreifende Klavierquartett aus dem Jahre 1916 des deutschbaltischen Komponisten der letzten Generation, Walter Freymann (umgekommen 1945 im Lager bei Moskau), sowie das Divertimento Nr. 2 aus den

1790er Jahren von Johann Friedrich de La Trobe, der bei den Herrnhutern in Niesky zur Schule ging, im Kreis von Novalis verkehrte und mit Goethe näher bekannt war. Er ist 1845 in Dorpat gestorben.

Weitere Ersteinstrumentierungen sind das Klavierquartett op. 3 des Westpreußen Iwan Knorr, das zu seiner Zeit häufiger im Konzertsaal zu hören war. Knorr ist von Brahms gefördert worden und war bis zu seinem Tod 1916 Direktor des Hochschen Konservatoriums in Frankfurt am Main, als Nachfolger des lange in Breslau tätigen Bernhard Scholz. Knorrs Name hat schon wegen der großen Zahl seiner bedeutenden Schüler besondere Geltung. Sein musikantisches Klavierquartett steht stilistisch zwischen Brahms und Max Reger. Wer den Klavierquartetten durch Johannes Brahms auf den Geschmack gekommen ist, könnte mit dem Knorrschen Werk weiteren Hunger stillen.

Es folgt das virtuose Quatuor von Prinz Gustav von Kurland, dem Träger eines Namens, der Schlesien durch bedeutenden Besitz (Schloß zu Sagan u. a.) verbunden war. Gustav von Kurland (1780–1821) gehört zu den beachtenswerten Aristokraten seiner Zeit, welche herausragende Leistungen als Komponisten hervorbrachten und auch über überragende instrumentale Fähigkeiten verfügten. Zu nennen wären als Zeitgenossen Prinz Louis Ferdinand von Preußen (1772–1806), Erzherzog Rudolf von Habsburg (1788–1832) und Herzog Eugen d. J. von Württemberg (1788–1857) aus dem schlesischen Carlsruhe. Das Werk ist eine interessante Entdeckung in der Nachfolge von Mozart mit einigen Schubertschen Wendungen.

Die Einspielung der vier Kammermusikwerke von hohem Rang läßt eigentlich keine Wünsche offen. Eine kleine Einschränkung vielleicht: Die Einstellung der Mikrofone erscheint zu geigenlastig gegenüber Viola und Violoncello. Mit der CD ist dem Malinconia-Ensemble wieder etwas Besonderes gelungen, nicht nur für die deutsche Musikkultur

im östlichen Mitteleuropa, die nicht hoch genug einzuschätzen ist. Längerfristig wird die Einspielung bestimmt eine allgemeine Repertoireerweiterung bewirken und auch der Musikwissenschaft Impulse geben.

Besonders zu erwähnen ist das kenntnisreiche Booklet von Helmut Scheunchen, das Beziehungen und Sachverhalte erklärt, die sonst wohl nicht zu erfahren wären. Die beim Label Cornetto erschienene CD (Nr. COR 10033) kann aufs wärmste empfohlen werden. (KK)

Nach fast einjähriger intensiver Arbeit am Campus Landau (Dr. Martin Armgart) und unter Mitarbeit von Forschern aus Ungarn und Rumänien ist das „**Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen**“, das seit über 120 Jahren – bereits in sieben Bänden gedruckt – erschienen ist, in einer sehr komfortablen **Online-Fassung** international recherchierbar. Weitere 200 Urkunden sind hinzugekommen. Es bleibt ein „work in progress“. Die Daten sind erreichbar über die Homepage des Siebenbürgen-Instituts in Gundelsheim. Eine Bedienungsanleitung ist dort einzusehen. (KK)

Im Avinus Verlag Berlin ist das erste dreisprachige „**Trialog**“-Heft (deutsch, polnisch, russisch) erschienen, ein Kooperationsprojekt der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder), der Nikolaus Kopernikus Universität Torun/Thorn und der Baltischen Föderalen Kant-Universität Kaliningrad/Königsberg. Das Heft dokumentiert unter dem Titel „**Tourismus und die Seebäder Samlands**“ die Ergebnisse der ersten internationalen Sommerschule vom April 2011 im Kaliningrader Gebiet zu den Themen: Touristische Einrichtungen und Entwicklungen; Architektur und Kunstgewerbe; Ökologie und Umwelt; Kommunikation und Nahverkehr. (KK)

Tretet zurück, dann findet ihr hinein

In den hinter- und untergründigen Übermalungen von Eckard Alker kann man sodann trefflich nach sich selbst graben

Wir sitzen tagaus nachtein vor, neben, über mehr oder minder schrägen, mehr oder minder bunten gläsernen Oberflächen, auf denen allerhand passiert, von dem wir meinen, wir könnten es bestimmen. Aber selbst das geschieht über eine sogenannte Benutzeroberfläche, durch Algorithmen, die vorgegeben, fremdbestimmt sind. Die Erfolgserlebnisse, die wir uns so zu bereiten meinen, sind die Erfolge anderer, die uns die Mittel verkauft haben und uns immer neue verkaufen wollen und werden, unausweichlich.

Unausweichlich: Es ist schwer, keine paranoiden Schübe zu nähren angesichts all dieser oberflächlichen Oberflächen, wenn man hinter sie zu blicken auch nur versucht, wohl wissend, daß man sie nicht zu durchschauen vermag. So wird unsere vermeintliche Souveränität über die Realität zusehends zur schieren Einbildung, und es ist heilsam, sich wenigstens ab und zu jemandem anzuvertrauen, der nicht zu wissen vorgibt, der einem keine Eindeutigkeiten vormacht, der sich und jedermann das undurchdringliche Dickicht der Fragen zumutet. In einer Welt der Bilder ist es gut, sich kein Bild zu machen von der Welt.

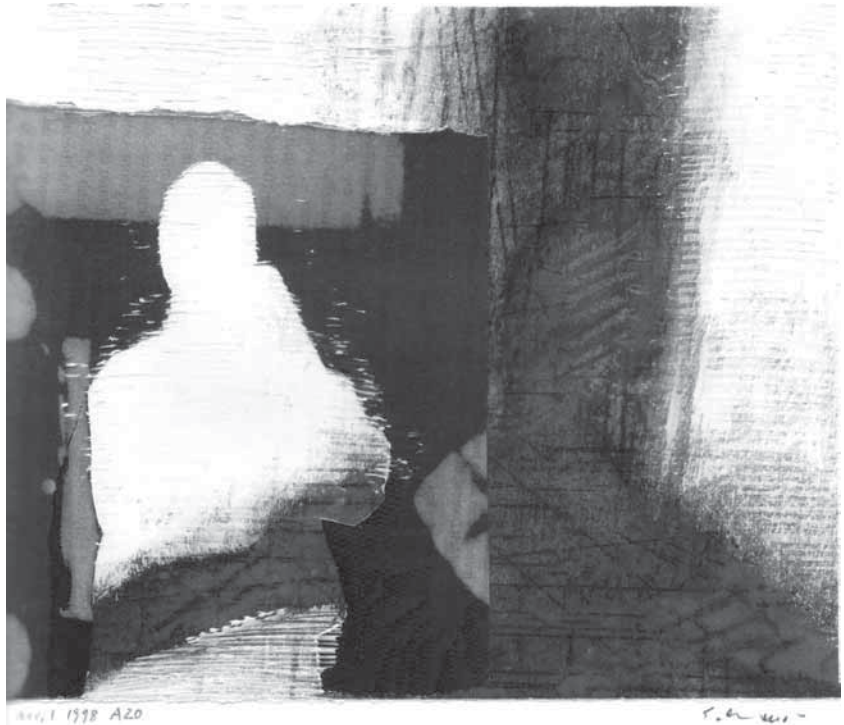
Den Schlesiern wird seit dem Mittelalter nachgesagt, sie hätten gerade bei der Weltklärung einen Hang zum geheimnisvoll Kryptischen, Hintergründigen. Angelus Silesius und Jakob Böhme werden als Kronzeugen beschworen, Joseph von Eichendorffs berückendes „Und die Welt hebt an zu singen ...“ wird geraunt, und Klischees

sind ja ganz praktikabel vor allem, wenn man nicht Bescheid weiß.

Eckard Alker, der 1936 in Ratibor geborene Maler, bedient diese Klischees nicht. In seinen Bildern sind Vorder- und Hintergrund eins. Sie sind keine Beschwörungen, keine kryptischen Zeichen und keine Sinnbilder, es sind Bilder, sich selbst genug. Nichts ist hineingeheimnist, diese Blätter sind fern dem genüßlichen Spiel mit Formen und Farben, in dem der Betrachter sein Vorstellungsvermögen aufgehen lassen könnte. Im Gegenteil, Alkers Kunst atmet eine Nüchternheit, ja Sprödigkeit, die fürs erste befremdet – bis man den überschwenglichen Reichtum erkennt, den sie ausbreitet. Der urbane Alltag, die menschliche Gestalt darin verfangen und nur noch als Torso, Schemen, als oft perspektivisch verzerrter, meist statischer Schatten erkennbar, die dingliche Umgebung flächig präsent, ohne daß daraus so etwas wie eine Landschaft würde – das sind die kargen Koordinaten von Eckard Alkers Bildern.

Sobald sie einem dann jedoch in ihrer hundertfachen Vielzahl und Vielfalt entgegenreten, entwickeln sie eine Dynamik, der sich der Betrachter nicht entziehen kann oder will: Im Rheinischen Landesmuseum Bonn sind bis zum 9. April in der Ausstellung „Die Farbe des Schattens“ 100 Bilder von ihm zu sehen, die in den Fundus des Museums übergehen werden. Entstanden sind sie in den letzten beiden Monaten des Jahres 1998, und der Rausch dieser gedrängten Zeit teilt

*Leerstelle
 Mensch oder
 Fülle der Mög-
 lichkeiten?
 Erfüllung sucht
 man bei Eckard
 Alker vergeblich,
 die Bilder sind
 sich selbst genug
 und verweigern
 sich aller Ver-
 ständnishuberei*
 Bilder aus der
 Ausstellung



sich jedem mit, der sich auf die Bilder ein-
 läßt. Erstaunlich, wieviel gestalterische Kraft
 in ihnen lebt, erstaunlich vor allem aber, daß
 diese Kraft sich auslebt, indem sie ihr Ge-
 genteil zelebriert: die Zurückhaltung, den
 Verzicht. Wie man sich Sisyphos als glückli-
 chen Menschen vorstellen muß, so auch
 Eckard Alker, als glücklichen Maler.

Auch er greift oft auf „Oberflächen“ zurück,
 auf Fundstücke der medialen Wirklichkeit,
 Bilder aus Zeitungen und Zeitschriften dien-
 en ihm als (Hinter-)Grundmuster, die er
 durch Übermalen in den verschiedensten
 Techniken von Öl bis Filzstift verfremdet und
 zur Kenntlichkeit und Erkennbarkeit „ent-
 stellt“. Sichtbar bleibt die Vorlage allemal,
 sichtbar wird, was der Maler von diesen Bil-
 dern hält: Die Wirklichkeit ist nicht, was wir
 auf den ersten Blick zu sehen meinen, sie ist
 irgendwo dahinter, und da man in Bildern
 nicht graben kann, muß man weitere Bilder
 daraus machen, sie verarbeiten, aufarbeiten,
 überarbeiten in der Hoffnung, daß sie dann

aus dem Hintergrund aufscheinen, daß er-
 scheint, was sie bedeuten mögen.

Eckard Alker malt keine Wirklichkeitsform,
 er malt Möglichkeitsformen. Nicht daß die
 dingliche und menschliche Welt dabei ihr
 Wesen entbärge, es wird nichts ans Licht
 gezerrt und ausgestellt, im Gegenteil, Alker
 übermalt, über und über, Verbergen und
 Entdecken sind bei ihm ein einziger Akt. Er
 macht es sich dabei denkbar schwer, hält
 sich zurück, verzichtet. Fast versagt sich
 dieser Maler sogar die Farben. Wenn sie
 dann allerdings hinter den Übermalungen
 hervorblinken oder auch – immer in gedeck-
 tem Ton – erstrahlen, erscheinen sie als
 Hoffnungsschimmer, und man empfindet sie
 dankbar als Begütigung, als Versprechen.

Dieser Künstler aber verspricht nicht mehr
 und nicht weniger als gemalte Aufrichtigkeit
 – in der Möglichkeitsform. Seht her, das
 habe ich gesehen, und dahinter dieses und
 jenes, aber ich bin nicht sicher, ob das oder
 jenes „es“ ist, es könnte sein.

In diesen Bildern gibt es viele menschliche Gestalten, aber kein menschliches Gesicht. Traut der Künstler uns zu, es selbst zu imaginieren? Allerdings traut er uns vieles zu, und unmerklich stellt sich eine gewisse Komplizität und Intimität ein zwischen dem diszipliniert zurückhaltenden Künstler und dem verständniswillig vordrängenden Be-

trachter. Tretet zurück, mahnt der Maler, dann findet ihr hinein. Denn er ist einer, der beim Malen dauernd zurücktritt von seinen Bildern, sie überarbeitet und übermalt, bis sie schließlich eine Oberfläche bieten, die Oberflächlichkeit ausschließt, in der man graben, bohren, suchen kann, nach sich selbst.

Georg Aesch (KK)

Bildmacher und Poet dazu

Ausstellung von Walter Eberhard Loch im Haus Schlesien

Der 1885 in Breslau geborene und 1979 in Neufrach-Leutkirch im Salemer Tal verstorbene Künstler und Literat Walter Eberhard Loch ist sowohl in seiner Heimatstadt als auch an seiner langjährigen Wirkungsstätte Dresden in Vergessenheit geraten. Durch die auf Leihgaben aus der Privatsammlung Reck in Salem und der Gemeinde Salem aufgebaute Präsentation „Walter Eberhard Loch – ein bewegtes Leben in Bildern und Dokumenten“ rückt WEL, wie sich Loch in Künstlerkreisen nannte, auch im Haus Schlesien, Königswinter-Heisterbacherrott, in den Fokus der Aufmerksamkeit. Umfangreiche Retrospektiven waren in den vergangenen Jahren bereits im Stadtmuseum Breslau, in der Städtischen Galerie im Neuen Schloß Meersburg und im Schlesischen Museum zu Görlitz zu sehen.

Walter Eberhard Loch wuchs in seiner schlesischen Heimatstadt auf und bestand mit 16 Jahren die Aufnahmeprüfung an der damaligen Schule für Kunst und Kunsthandwerk (ab 1911 Akademie) in Breslau. Seine Lehrer waren unter anderen Hans Poelzig, Eduard Kaempffer, Theodor von Gosen, Karl Hanusch, Fryderyk Pautsch und der Bildhauer Ignatius Taschner, dessen künstlerische Kraft WEL nachhaltig beeindruckt hat.

In Königswinter sind aus dem Frühwerk einige schlesische Landschaftsbilder und Tier-

skizzen aus dem Breslauer Zoo zu sehen, die Loch während seiner Ausbildungszeit schuf. Später arbeitete er in Berlin als Graphiker und als Sportzeichner sowie als

*Erstarre Grazie, knitttrige Anmut: Bronze-
statue einer Tänzerin*

Bild: der Autor



schuf. Später arbeitete er in Berlin als Graphiker und als Sportzeichner sowie als Sportreporter für das „Berliner Tageblatt“. Loch war auch als Zeichenlehrer am Liegnitzer Gymnasium tätig und Mitbegründer der Literaturzeitschrift „Der Berg“.

Als eine prägende und sehr produktive Lebens- und Schaffensperiode gilt die Zeit in der Kunstmetropole Dresden, wo er ebenfalls als Zeichenlehrer, aber auch als freischaffender Künstler aktiv war. In Dresden traf Loch die bekannte Tanzlehrerin Mary Wigman und lernte ihre berühmte Schule für modernen Tanz kennen. In dieser Zeit sind einige Gemälde und Grafiken entstanden, die dynamische Tanzszenen zum Gegenstand haben. Loch arbeitete auch als Bildhauer und schuf unter anderem Statuen wie die bronzenene einer Tänzerin, die in Königswinter zu sehen ist. Die Frau des Künstlers, die Dresdner Musikerin Dora Roth, ist auch auf einem Porträt zu sehen.

Gleichsam als Markenzeichen von Lochs Kunst hat sich das Festhalten von Bewegungsabläufen sowohl bei Menschen als auch bei Tieren herausgestellt.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten fand diese fruchtbare Schaffensperiode eine Ende. Loch zog sich wie ande-

re Künstler der „verschollenen Generation“ aus der Dresdner Kunst- und Kulturszene zurück und lebte eine Zeitlang in Gaienhofen am Bodensee. Später zog der Künstler nach Neufrach-Leutkirch im Salemer Tal um.

Stilleben und Landschaftsaquarelle mit Motiven aus der neuen Heimat sowie der Bilderzyklus zu Gerhart Hauptmanns Stück „Und Pippa tanzt“ gehören ebenso zum Spätwerk des Künstlers wie Illustrationen für die Dorfchronik von Neufrach.

In seinem „Vermächtnis“ schrieb WEL:

*Ihr, meine Bilder, die ich einst gemalt!
Wenn einmal ich zur letzten Ruhe ging,
aus eurem Rahmen ihr auch dann noch
widerstrahlt
des Sonnenballes Licht, der hoch am
Himmel hing.
Wenn längstens ich zerfallen bin zu Staub,
dann werden junge Menschen wieder vor
euch stehn,
der Sonne Spiel genießen in dem lichten
Laub,
das ich beglückt an jenem Tag gesehn.*

Die Sonderausstellung mit Werken von Walter Eberhard Loch ist im Haus Schlesien bis zum 13. Mai zu besichtigen.

(KK)

Teutonica franca

Die Chamisso-Preisträger sind der deutschen Literatur zugewachsen

Einer ist Albaner, einer Ungar, einer ist in der Tschechischen Republik geboren, als die noch anders hieß. Gemeinsam ist ihnen, daß sie, gewissermaßen Ausländer, die deutsche Sprache so gut beherrschen, daß sie sie zu Literatur verarbeiten.

Solche Schriftsteller, möglichst junge, sucht seit 30 Jahren die in Stuttgart ansässige Robert Bosch Stiftung. Die nach Ansicht der

hochkarätig besetzten Jury besten von ihnen zeichnet sie seit 1985 jährlich aus. In diesem Jahr erhielten Michael Stavaric, Wien, den mit 15 000 Euro dotierten Hauptpreis, Akos Doma, Eichstätt, und Ilir Ferra, Wien, den mit je 7000 Euro dotierten Förderpreis.

Die Moderatorin in der Münchner Allerheiligenhofkirche erwies sich als echte Einspringerin – mit wohlmeinenden Worten,



*Ein begabter Mensch ist mit sich nie allein:
Walter Eberhard Loch selbtritt*

Bild siehe Seite 26

Versprechern und anderen kleinen Patzern. Dafür spielte das Rodin-Quartett sauber, kurz und zügig Haydn und Mozart, las Stefan Wilkening vom „Resi“ aus neuen Werken

der sich überglücklich zeigenden Autoren und erwiesen sich Ina Hartwig, György Dalos und Kathrin Schmidt als wendige oder blitzgescheite, humorvoll extemporierende oder bitterernst vom Blatt lesende Laudatores. Wie diese sich lange in ihren fein präparierten Lobreden ergingen, so wiederholte sich die Stiftungsvertreterin, die bei der Preisübergabe die Jury-Begründungen verlas, häufig genug durch den geäußerten Stolz, „so großartige Autoren“ ehren und fördern zu können.

Um drei Romane ging es. Jeder verdient die volle Beachtung der Leserschaft, zumal sie – Kostproben daraus lassen diesen Schluß ohne weiteres zu – ein sowohl präzises als auch situationsangemessenes Deutsch verwenden. Es läßt glauben, was Akos Doma auf die Frage nach seiner Beheimatung bekannte: „Die Sprache, in der man schreibt, ist die Heimat.“ Man lese also und freue sich über hohe literarische Qualität, sensibel gestaltete aktuelle Bezüge und erfrischende poetische Passagen, die den Alltag erhel- len: „Brenntage“ von Stavaric (C. H. Beck, 2010), „Die allgemeine Tauglichkeit“ von Doma (Rotbuch, 2011) und „Rauchschatten“ von Ferra (Edition Atelier, 2010).

Hans Gärtner (KK)

Schlesisches „Planetenkind“

Therese Chromik erhält den Edith-Heine-Lyrikpreis

Die Stiftung Kulturwerk Schlesien zeichnete in Würzburg Dr. Therese Chromik mit dem Edith-Heine-Lyrikpreis für ihr dichterisches Schaffen aus, das, so argumentiert die Jury, „in ihren Gedichtbänden auf überzeugend eigene Weise authentische Erfahrung und sprachliche Schönheit, Tiefenschärfe der Bilder und hintergründige Bedeutungen, Emotionalität und Intelligenz, Sensibilität und Kraft, Sinnlichkeit und Verstand, Intensität und anmutige Leichtigkeit verbindet und mit

jeder ihrer Veröffentlichungen offenbart, wie unverzichtbar Gedichte auch in unserer Zeit sind.“ Eberhard Günter Schulz konstatierte seinerzeit, Therese Chromiks lyrisches Œuvre ist „in jeweils ganz eigener Art zur Geltung gekommen“ („Vom Beitrag der Schlesier zur deutschen Kultur“, Bergstadtverlag W. G. Korn Würzburg). Es ist eine-konzentrierte Poesie, die bei aller Knappheit Größe hat, wie der Literaturwissenschaftler Bodo Heimann erklärt, der sich

selbst mit seinem Gedichtband „Frei vor dem Wind“ als ein bemerkenswerter Lyriker ausweist.

Der von Edith Heine, geboren 1922 in Breslau, gestorben 2006 in Straubing, dotierte und nach ihr benannte Lyrikpreis, mit dem deutschsprachige Dichter ausgezeichnet werden, die über Themen des deutschen Sprachraums jenseits von Oder und Neiße, über Flucht, Vertreibung, Heimatverlust, Integration und Erinnerung schreiben, wurde 2011 erstmals vergeben.

Bekannt wurde Therese Chromik, die auch Kurzprosa schrieb, mit den Gedichtbänden „Unterwegs“ (1983), „Schlüsselworte“ (1984), „Lichtblicke“ (1985), „Flugschatten“ (1987), „Kores Gesang“ (1993), „Wir Planetenkinder“ (2000), „Der Himmel über mir“ (2008), „Das schöne Prinzip“ (2006), „Ich will glauben es sei Sommer“ (2010). Zwei ihrer Gedichtbände wurden ins Polnische übersetzt und sind in der Reihe „Poetae Silesiae“ erschienen.

Ihre Gedichte sind vielseitig, spannungsreich, kontrovers, allesamt Ortsbestimmungen, Versuche, einen „prägnanten Punkt“ zu finden, Schicksalsschläge zu überwinden –

ein Erlebnis zu einer Lebenswahrheit zu „verdichten“, wobei es ihr Bemühen ist, mit dem Leser ins Gespräch zu gelangen.

Therese Chromik wurde 1943 in Liegnitz geboren. Fünfzehn Monate war sie alt, als ihre Mutter im Januar 1945 mit ihr aus Breslau flüchtete. Im Gedicht „Biographie“ heißt es: „Erträumt in Berlin, / erfunden in Breslau, / getragen auf die Schneekoppe, / geboren in Liegnitz, / mein erstes Foto in Jauer. / – >Breslau marschiert seit heute früh.< – / Getragen zum Bahnhof, / >Vielleicht fährt ein Zug< ... / Durchs Fenster geschoben, / die Mutter kämpft sich zu mir durch, / meine erste Reise, die Flucht, / Weiterfahrt im Güterwagen / bis Guben und dann warten, / aufgehoben in Mutters Armen, / angekommen irgendwann, / mein erster Ausweis, / Flüchtlingsausweis A.“

Therese Chromik erlebte ihre Kindheit in der Lüneburger Heide, mit der sie verbunden geblieben ist, wie zahlreiche lyrische Bilder und Kindheitserinnerungen zeigen. Sie studierte in Marburg und in Kiel Philosophie, Germanistik, Geographie und Kunst, sie heiratete und bekam zwei Söhne.

In Kiel und in Husum unterrichtete sie an den



*Freundliches
Preisgericht:
Therese Chromik
mit den Juroren der
Stiftung Kultur-
werk Schlesien*
Bild: Kulturwerk
Schlesien

dortigen Gymnasien, und ihre Doppelrolle als Autorin und zuletzt auch als Oberstudiendirektorin verwirklichte sie auch in Lehraufträgen für Kreatives Schreiben an der Universität Kiel, in Kursen im Rahmen der Hochbegabtenförderung und an Volkshochschulen sowie als Herausgeberin von Lyrik-Editionen junger Autoren. Therese Chromik war auch Herausgeberin der „Edition Euterpe“ und Mitherausgeberin des literarischen Jahrbuchs „Euterpe“ und der Anthologien „Poetische Landschaften“, „Poetische Porträts“, „Poetische Gärten“ und „Anrufung des Friedens“. Als Literaturwissenschaftlerin veröffentlichte sie Essays zu Hilde Domin, Rose Ausländer und Franziska zu Reventlow.

Ihr erster Gedichtband „Unterwegs“ ist vor allem geprägt von Trauer und Erinnerungen nach dem Tod ihres Mannes. Das Gedicht „Christian“ hat Eingang gefunden in Anthologien, Lesebücher und Zeitschriften, und kein Geringerer als der Literaturwissen-

schaftler Erich Trunz, der Herausgeber der bekannten Goethe-Ausgabe, interpretierte das Gedicht für die „Frankfurter Anthologie“ und rühmte es als „Poesie“, die bei aller Knappheit „Größe“ hat.

Therese Chromik hat ein intensives Verhältnis zu Schlesien, sie hat mehrfach die Eichendorff-Stätten in Lubowitz und Neisse besucht, wovon die eindrucksvollen Verse in „Liebe – Dialog mit J. Fr. v. E.“ zeugen: „Die Welt ist ihr zu eng / der Weg ist ihr zu weit / die Ewigkeit ist ihr zu kurz / die Zeit zu lang / den Wanderer macht sie zum Poeten / der Poet bleibt Wanderer.“ Ihr Gedicht „Lubowitz“ ist eine der hintergründigsten und schönsten Huldigungen an den Dichter Eichendorff und seinen Geburtsort. Mit der Universität Breslau, wo sie mit einer Dissertation über Theorie und Praxis des Kreativen Schreibens 2011 zum Dr. phil. promovierte, ist Therese Chromik besonders verbunden.

Günter Gerstmann (KK)

Arno Surminski lädt zu sich „nach Hause“

Reise mit Autoren ins Königsberger Gebiet

Das Kulturreferat am Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg und das Reisebüro Russland Reisen Romanova laden zu einer exklusiven Lesereise mit Arno Surminski, Stephanie Kuhlmann und Hans Graf zu Dohna nach Kaliningrad/Königsberg vom 27. September bis zum 2. Oktober 2012 ein.

Literatur in der Kantstadt hautnah erleben und auf der Kurischen Nehrung die Natur genießen – dieses und vieles wird bei dieser Reise angeboten. Auch wenn sie verschiedenen Generationen angehören, haben alle drei Autoren spannende Geschichten über das damalige Ostpreußen und das heutige Kaliningrader Gebiet zu erzählen:

der Bestsellerautor Arno Surminski, die Nachwuchsautorin Stephanie Kuhlmann und Hans Graf zu Dohna, der Vertreter eines bekannten ostpreußischen Adelsgeschlechts. Die Teilnehmer haben die einzigartige Gelegenheit, die Autoren persönlich in Kaliningrad zu erleben.

Gleich am Tag nach der Anreise wird die Reisegruppe im Deutsch-Russischen Haus vom Direktor A. P. Portnjagin und dem Kulturreferenten des Deutschen Konsulates, Daniel Lissner, offiziell empfangen. Im Anschluß finden Lesungen der Buchautoren mit Signierstunde und Abendbuffet statt.

Und da die schöne Natur zu Ostpreußen gehört wie der Bernstein, darf auch ein Aus-

flug auf die Kurische Nehrung mit einem Besuch der berühmten Vogelwarte Rybatschy (ehemals Rossitten) und zur Samlandküste nicht fehlen. Der Tag endet im Kaliningrader Dohnaturm, in dem sich heute ein Bernsteinmuseum befindet.

Hans Graf zu Dohna wird einen Vortrag zu seiner Familiengeschichte halten. Er hat ein Buch über seine ostpreußischen Vorfahren geschrieben und erinnert sich noch gut an die Jugendtage in den 30er Jahren. Vom Schloß der Dohnas (Waldburg) ist nur noch der Park übriggeblieben.

Ein weiterer Ausflug führt die Reisegruppe zusammen mit dem Kulturreferenten des Deutschen Konsulats nach Palmnicken. Dort stehen der Besuch des Bernsteinkombinats und der Gedenkstätte für die Opfer des Massakers von Palmnicken sowie eine Lesung mit Arno Surminski („Winter Fünfundvierzig oder die Frauen von Palmnicken“) auf dem Programm. Entspannte Stunden genießen die Teilnehmer im Ostseebad Swetlogorsk

(ehemals Rauschen), das sich wieder zu einem mondänen Seebad gemausert hat. Der ortskundige deutschsprachige Reiseleiter Evgenij Snegovskij begleitet die Gruppe an allen Tagen.

In einer Region mit so schwieriger Geschichte, als Exklave umgeben von den europäischen Ländern Polen und Litauen, ist die deutsch-russische Verständigung besonders wichtig. Ein Besuch führt die Reisegruppe zur Immanuel-Kant-Universität, wo die Autoren ihre Abschlußlesung halten und vor allem das Gespräch mit den jungen Germanistikstudenten suchen werden. „Ich freue mich besonders, dass dieser Austausch über die Generationen hinweg stattfinden wird“, sagt Agata Kern, Kulturreferentin am Ostpreußischen Landesmuseum und Mitorganisatorin der Lesereise.

Anmeldung und weitere Infos zur Reise: Russland Reisen Romanova, Natalia Romanova, Telefon: 040 – 22 69 70 74, E-Mail: info@romanova-reisen.de. (KK)

KK-Notizbuch

Das **Kunstforum Ostdeutsche Galerie**, Regensburg, präsentiert bis zum 24. Juni erstmals eine Werkschau von **Dieter Olaf Klama**, einem versierten Zeichner hintergründigen Humors. Bekannt wurde er durch seine über drei Jahrzehnte in Zeitungen und Magazinen wie der „Süddeutschen Zeitung“ und der „Zeit“ publizierten Cartoons.

Bis zum 23. September zeigt das **Ostpreußische Landesmuseum**, Lüneburg, unter dem Titel „Versöhnender Schmerz“ deutsch-russische künstlerische Erinnerungen an den Exodus der Ostpreußen in Werken von **Elena Steinke** (geboren 1964) und **Erhard Kalina** (geboren 1952). Die Künstler

haben vor dem Hintergrund von Erzählungen und Erfahrungen ihrer Familien je einen eigenen Zyklus zu dem Thema geschaffen.

Seit Herbst 2011 wandern die drei **DZM-Ausstellungen** „Zwischen Donau, Drau und Plattensee – Die Schwäbische Türkei“, „Donauschwäbische Kultur und Geschichte“ und „Steingewordener Glaube – Kirchliche Architektur im Banat“ durch **Ungarn**. Nächste Stationen sind Orosháza, Gyula, Bátaszék und Baja.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Auftragtragers der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

In Kürze:

www.kulturportal-west-ost.eu

Das Kulturportal West–Ost wird gemeinsam betreut von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen und der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR. Gefördert vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, soll es einen Zugang zu dem in der Öffentlichkeit weitgehend unbekanntem oder gar verkannten kulturellen Reichtum des historischen deutschen Ostens bieten. In dieses Portal werden auch die „Kulturpolitische Korrespondenz“ aktuell und das Archiv der digital gespeicherten Ausgaben zur freien Verfügung eingestellt.

www.ostdeutscher-kulturrat.de

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Kaiserstraße 113
53113 Bonn**

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

Telefon 02 28 / 2 89 33 12

Telefax 02 28 / 2 89 33 14

E-Mail georgaescht@arcor.de